1,50 DM / Band 149
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Nacht der flammenden Augen

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Die Nacht der flammenden Augen

John Sinclair Nr. 149

von Jason Dark

erschienen am 12.05.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Nacht der flammenden Augen

Trommelklang!

Dumpf anzuhören. Unheimlich, gespenstisch – fremd.

Nach Afrika in den Dschungel passend, aber nicht nach London.

Und doch wahr.

Garry Gibson hörte die Trommeln schon seit geraumer Zeit, und er wußte auch, wem sie galten. Sie waren für ihn geschlagen worden, für ihn ganz allein.

Manchmal eine Ehre für denjenigen, der damit gemeint war, aber oft bedeuteten sie auch etwas anderes.

Den Tod!

Wie bei Garry Gibson. Ihm versprachen die Trommeln den Tod.

Denn er hatte zuviel gesehen.

Und, daß er sie hören konnte, wo er sich auch befand, das war Berechnung. Garry sollte immer an sein Schicksal erinnert werden.

Daran, daß man ihnen nicht entkam.

Er blieb stehen. Schweratmend lehnte er sich gegen eine Hauswand, während ihn eine gespenstische Stille umgab und er nur von Ferne dieses Tam-Tam der Todestrommeln hörte.

»Verdammt noch mal, warum habe ich mich auch darauf eingelassen«, fluchte er wütend. »Ich hätte es nicht machen sollen. Nein, wirklich nicht. Ich hätte mich…« Er schüttelte den Kopf, hustete und starrte auf das rissige Pflaster der schmalen Gasse. Seine rechte Hand fuhr in die Tasche. Die suchenden Finger ertasteten das kühle Metall der Luger. Die Waffe, auf die sich Garry Gibson immer verlassen hatte, würde ihn auch heute nicht im Stich lassen. Es fragte sich nur, ob sie ihm auch etwas nützte, denn die anderen waren kaum zu besiegen.

Vorsichtig schaute Gibson sich um.

Die Straße war nicht leer. Aus einer Bar torkelten zwei Betrunkene, unter einer Laterne stand ein Strichmädchen. Es hatte sich in einen warmen Pelz gehüllt, den brauchte man in der Nacht, denn der Januar hatte noch einmal den trockenen Frost gebracht.

Garry Gibson stellte seinen Mantelkragen hoch, rammte beide Hände in die Taschen und ging die Straße hinunter.

Er mußte auch an der Laterne vorbei.

»He Süßer«, sagte die Nutte. »Möchtest du dir nicht bei mir ein paar warme Gedanken machen?«

Garry lief weiter.

»Verdammter Geizhals!« schrie die unechte Blondine ihm nach.

Anschließend folgte ein sehr wüstes Schimpfwort, um das sich Garry Gibson allerdings nicht kümmerte.

Er hatte andere Sorgen. Und dabei war der Anfang völlig normal gewesen. Ein Routinejob, mehr nicht.

Garry stammte aus Glasgow. Dort war er aufgewachsen, zur Schule gegangen, hatte als Tankwart, Fernfahrer, Diskjockey und Fußballer gejobbt und ein ziemlich wildes Leben geführt. Bis er 30 wurde. Da hatte er eine innere Wandlung erfahren, sich eine Zeitung gekauft und die Stellenangebote durchgelesen. Für ihn war nichts dabei gewesen, bis sein Blick auf eine kleine Anzeige fiel.

Eine Schule bildete dort Privatdetektive aus.

Durch Fernsehserien animiert, war Garry voll auf die Anzeige abgefahren. Er bestand eine Aufnahmeprüfung und bekam eine dreimonatige Schulung. Dann ließ man ihn auf Klienten los. Meist ging es um Scheidungsfälle und kleinere Erpressungen. Garry löste die

Fälle und bekam größere.
Wie auch vor vier Tagen. Da sollte er einen Diplomaten aus dem Senegal beobachten, der angeblich Gelder unterschlagen hatte. Garry hängte sich an den Diplomaten und landete in London, wo der gute Politiker sich sofort nach Soho begab. Hier verlor Garry erst einmal die Spur des Mannes. Allerdings hatte sich Gibson im selben Hotel einquartiert wie der Schwarze, und am nächsten Abend blieb er Ogabe, so hieß der Typ, auf den Fersen.
Wieder ging es nach Soho.
Und diesmal wurde es spannend, denn Ogabe verschwand in einem obskuren Haus, das nur von Farbigen bewohnt wurde. Garry knackte ein Schloß und folgte ihm weiter.
Er landete im Keller.
Was er dort zu sehen bekam, war so schlimm und makaber, daß selbst der abgebrühte Garry Gibson nicht mehr weitermachte und die Flucht ergriff. Er dachte darüber nach, ob er den Job abbrechen sollte, doch Garry hatte Ehrgeiz. Er wollte weitermachen, und an den nächsten Tagen folgte er Ogabe wieder.
Dann entdeckten sie ihn.
Mit Müh und Not gelang es Gibson, dem Haus zu entkommen, aber sie blieben auf seiner Spur. Und sie schienen überall ihre Leute sitzen zu haben, denn wenn jemand irgendwo die Trommel anschlug, wurde schon woanders geantwortet.
Der Detektiv erreichte das Ende der Straße. Hier blieb er erst einmal stehen.
Nachdem sich sein Atem beruhigt hatte, stellte er fest, daß der Trommelklang verstummt war.
Garry lachte auf und schüttelte den Kopf. Sie hatten seine Spur verloren.
Geschafft!
Er holte die Zigaretten hervor und zündete sich ein Stäbchen an.
Tief inhalierte er den Rauch. Durch die Nasenlöcher ließ er ihn wieder ausströmen. Vor seinem Gesicht mischte sich der Rauch mit dem Atem.
Garry wandte sich nach links. Wo er sich genau befand, wußte er nicht. London war ihm fremd. Soho mit seinen engen Gassen und zahlreichen Straßen erst recht. Auch herrschte um diese Jahreszeit so gut wie kein Betrieb. Bei der Kälte zogen es selbst vergnügungssüchtige Touristen vor, zu Hause zu bleiben.
Die meisten Lokale hatten geschlossen. Nur an wenigen Stellen flackerte die Leuchtschrift einer Bar.
Garry Gibson ging schnell weiter. Dabei überlegte er, ob es noch Sinn hatte, in das Hotel zurückzukehren. Die anderen kannten ihn jetzt, und er kannte ihr Geheimnis. Dieser Ogabe würde alles daransetzen,

um ihn zu erledigen.
Was tun?
Verzweifelt grübelte Gibson nach einer Lösung. Er war kein ängstlicher Mensch, das hatte er schon mehr als einmal bewiesen, aber dieser Fall hier zerrte an seinen Nerven. Der war ihm nicht geheuer. Garry zündete sich die nächste Zigarette an der noch brennenden Kippe an. Er war so in Gedanken versunken, daß er die beiden Männer auf der anderen Straßenseite nicht beachtete, die im Schatten der Hauswände schritten und mit Gibson auf einer Höhe blieben.
Der Detektiv eilte weiter.
Dann zuckte er zusammen.
Trommeln!
Plötzlich vernahm er wieder dieses dumpfe Tam-Tam, das so an seinen Nerven zerrte.
Sie hatten seine Spur nicht verloren. Verdammt noch mal, die wußten immer Bescheid.
Ein Wagen bog in die Straße ein. Gibson blieb stehen, als er die hellen Augen der Scheinwerfer sah. Die beiden Lichtlanzen warfen breite Bahnen auf die Fahrbahn. Lautlos rollte das Gefährt näher.
Garry drückte sich eng gegen die Hauswand. Er schirmte seine Augen ein wenig ab, um nicht geblendet zu werden. Diesen Wagen hörte man nicht, wenn er fuhr.
Lautlos rollte er voran – und war da.
Ein Rolls!
Himmel, ein goldfarbener Rolls Royce in dieser Gegend. Das war ja schon pervers, fast eine Schande. Garry sah, daß Vorhänge die Scheiben verdeckten, doch im Innern der Luxuskarosse brannte Licht. Matter Schein füllte den Stoff der Vorhänge.
Dann war der Wagen vorbei.
Vielleicht nur ganz harmlos, dachte Garry und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Für Sekunden paßte er nicht auf.
Diese Zeit reichte den beiden Männern. Sie hatten im Schutz des Rolls die Straße überquert und mit ein paar lautlosen Sprüngen die andere Seite erreicht.
Plötzlich standen sie vor Garry.
Der Detektiv erschrak bis ins Mark. Denn die beiden sahen ebenso aus, wie die, die er in dem Keller gesehen hatte.
Es waren normale Menschen, bis auf eine Kleinigkeit.
Jeweils auf ihren Stirnen leuchtete ein flammendes Auge!

***

Garrys Gesicht verzerrte sich. Auf einmal schoß die Angst in ihm hoch. Dieses verdammte Gefühl der Hilflosigkeit, sich nicht gegen die Typen wehren zu können.

Viel sah er nicht von ihnen. Es waren Schwarze, das konnte er gerade noch erkennen. Von ihren Gesichtern jedoch sah er nichts. Die flammenden Augen schienen immer größer zu werden und das gesamte Gesicht zu erfassen.

Garry Gibson spürte, wie seine Knie weich wurden. Er merkte, daß er keine Chance mehr hatte, daß die anderen ihn gnadenlos töten würden. Aber verdammt, er wollte nicht sterben. Nicht durch diese beiden und in diesem dreckigen Viertel von Soho.

Garry reagierte.

Er wußte selbst nicht, woher er den Mut nahm. Er spie die Zigarette aus, traf dabei einen Körper und riß gleichzeitig die Luger aus der Tasche.

Dann schoß er.

Fahlgelb zuckte es vor der Mündung auf. Garry hörte den Einschlag der Kugel und einen röchelnden Laut. Die Gestalt rechts von ihm verschwand. Sofort schwenkte Gibson die Waffe und schoß auf den linken. Der hatte sich nicht bewegt und nahm die Kugel ebenfalls voll.

Wild lachte Gibson auf.

Er wunderte sich zwar, daß die beiden noch immer stehenblieben, aber er dachte sich nichts dabei. Der Detektiv warf sich in die Lücke zwischen den Verfolgern und hetzte auf die Straße. Dort wandte er sich nach links und lief in die Richtung weiter, aus der vorhin der schwere Rolls gekommen war.

Die Angst peitschte ihn voran. Er hatte zwei Menschen umgebracht, war zum Mörder geworden. Jetzt würde ihn nicht nur die geheimnisvolle Bande jagen, sondern auch die Polizei.

Garrys Schuhe schlugen ein hämmerndes Stakkato auf den Asphalt. 30, 40 Yards hatte er zurückgelegt, als er zum erstenmal den Kopf drehte und sich umschaute.

Der Schock traf ihn wie ein Hieb. Nur wühlte er seine Psyche auf und verursachte keinen körperlichen Schmerz.

Die beiden Angeschossenen verfolgten ihn. Ihre Augen leuchteten dabei. Die Flammen bildeten regelrechte Räder, die die gesamte Breite der Stirn einnahmen.

»Mein Gott«, ächzte der Detektiv, lief weiter, paßte nicht auf und stolperte über seine eigenen Beine.

Er fiel hin.

Liegenbleiben. Bleib doch liegen! schoß es ihm durch den Kopf.

Seine Lungen stachen, die Kehle brannte, aber da war noch ein Rest von Energie, der ihn wieder hochtrieb.

Er hetzte weiter.

Und die Verfolger blieben ihm auf den Fersen. Wie zwei Roboter liefen sie. Gar nicht mal so schnell, aber ungeheuer zielstrebig, sie wollten den Detektiv nicht aus den Augen lassen.

Wie lang ist die Straße denn noch? Verdammt, warum ist sie denn nicht zu Ende?

Die Angst verzerrte bei Garry die Perspektiven. Verbissen hetzte er voran. Die Zeit der Schwäche war vorbei, er mobilisierte die Reserven. Wieder vernahm er den Klang der Trommeln.

Dieses dumpfe Geräusch, das ihn fast zum Wahnsinn treiben konnte und in seinem Hirn widerhallte.

Er warf den Kopf hin und her. Das Trommeln schien ihn von allen Seiten einzukreisen, er glaubte dunkle Gestalten an den Hauswänden zu sehen, die rhythmisch ihre Trommeln schlugen.

Einbildung?

Vielleicht, aber das grelle Licht vor ihm war keine Einbildung.

Ein Wagen bog in die Straße ein.

Lautlos, sanft, fast schwebend…

Der Rolls!

Ja, das war der Wagen. Und er stand doch mit den anderen in Verbindung. Er war nicht so harmlos und fuhr auch nicht von ungefähr durch diese Straße.

Er wurde schnell, der Fahrer beschleunigte. Das Licht der Scheinwerfer vergrößerte sich zu einer grellen Sonne, die irgendwo im All zu zerplatzen schien und ihre blendende Helligkeit in die Augen des Detektivs streute.

Garry stolperte vorwärts, riß die Arme hoch. Tief in seinem Gehirnschacht schrie eine warnende Stimme, daß er überfahren werden sollte, und diese immer deutlicher werdende Warnung steigerte auch Garrys Reaktion.

Er wußte es selbst nicht, wie er es schließlich schaffte, aber er sammelte all seine Kräfte und warf sich nach rechts. Es war ein gewaltiger Sprung, eine schon fast artistisch zu nennende Leistung, wie er sich überschlug und auf den Gehsteig an der anderen Straßenseite aufprallte. Dabei rollte er bis zur Hauswand, gegen die er hart anschlug und sich den Kopf stieß.

Aber er hatte es geschafft.

Der Rolls fuhr vorbei – und wurde abgebremst.

Das sah Garry Gibson, als er sich auf die Füße stemmte und einen Blick zurückwarf. Wie geheimnisvolle, rote Sonnen leuchteten die großen Hecklichter des Superschlittens.

Die Beifahrertür schwang auf. Jemand verließ den Wagen.

Ein Hüne von Mensch. Ein riesiger Neger, eingehüllt in ein Livré.

Er wandte Garry den Rücken zu und blieb auch so stehen.

Der Detektiv kam wieder auf die Beine. So lange sich die anderen nicht um ihn kümmerten, hatte er noch eine Chance. Wie ein Dieb schlich er an der Häuserzeile vorbei und hörte plötzlich Lachen, Stimmengewirr und Musik.

Da war eine Bar. Ganz in der Nähe lag sie. Wenn er es schaffte, dort hinzukommen, dann war er vielleicht in Sicherheit. Die anderen würden es nicht wagen, ihn zwischen so vielen Zeugen umzubringen. Nein, das brachte niemand fertig.

Seine beiden Verfolger hatten den Wagen jetzt erreicht, wo noch immer der hünenhafte Fahrer stand. Jetzt drehte sich der Fahrer um und deutete mit dem Arm dorthin, wo auch Garry lief.

Aber Gibson reagierte instinktiv richtig. Er hatte soeben den Eingang der kleinen Bar erreicht, übersah jedoch die nach unten führenden Treppe und stolperte die Stufen hinunter. Nach der dritten fiel er. Er zog den Kopf ein und blieb unverletzt am Fuß der Treppe liegen.

Vor sich sah er eine Holztür mit einem auf Spalt gestellten Oberlicht aus Glas.

Deshalb die Musik und die Stimmen.

Praktisch an der Klinke zog sich der Mann hoch und drückte gleichzeitig die Tür auf.

Mit ihr zusammen fiel er in den Raum hinein. In eine Mischung aus billigem Parfüm, Whiskydunst, Rauch und Schweiß. Eine typische Bar in Soho, wo selbst kaum Touristen zu finden sind und die Bordsteinschwalben ihre Pausen machten.

Keiner achtete auf den erschöpften Mann, der sich neben der Tür an die gekalkte Wand lehnte und ein paarmal tief durchatmete, wobei er den Rauch in die malträtierten Lungen saugte und einen Hustenanfall bekam.

Ein Mann, der zur Toilette wollte, sah dies und hielt ihm ein Bierglas vor die Nase.

»Das ist gegen Husten.« Er lachte und ging weiter.

Garry nickte nur. Er raffte sich auf und schlug den Weg zum umlagerten Tresen ein. Dabei passierte er einen alten halbblinden Spiegel. Als er hineinschaute, erschrak er.

Garry Gibson erkannte sich selbst nicht mehr. Sein dunkles Haar war schweißverklebt, die Augen blickten stumpf und furchtsam, die Haut an den Wangen zitterte, und die Falten zwischen Nase und Mundwinkel hatten sich verstärkt.

So sieht einer aus, der am Ende ist, dachte er. Zählte man noch die verschmutzte Kleidung hinzu, so konnte man ihn wirklich für einen Penner halten.

An der rechten Seite des halbrunden Tresens fand er noch einen freien Platz. Ziemlich an der Wand. Hinter der Theke bediente ein unwahrscheinlich dicker Mann. Die schwarzen Haare waren auf dem kleinen Kopf auf Streichholzlänge geschnitten und standen hoch.

»Was willst du trinken?« wurde Gibson von dem Wirt angesprochen.

»Bier.«

»Großes?«

»Ja.«

Er bekam es. Das Bier war schlecht gezapft, doch Garry störte sich nicht daran. Als er den ersten Schluck genommen hatte und den Krug wegstellen wollte, sah er die geöffnete Hand des Wirts auf der Theke liegen.

»Wieviel?«

»Ein Zehner.«

Der Wirt bekam das Geld. Die anderen Männer und Frauen an der Theke nahmen von Garry keine Notiz. Ihre Aufmerksamkeit galt einer Frau, die, leicht angetrunken, auf einem der runden Tische einen Striptease produzierte und dabei Lieder aus dem Erfolgsmusical »My Fair Lady« sang.

»Sie war mal Schauspielerin«, hörte Garry eine spöttische Frauenstimme. »Mann, wenn die so schlecht im Bett ist wie sie strippt, kann ich mir vorstellen, daß sie keinen Freier kriegt.«

Andere lachten.

Garry blieb ernst. Ihm war wirklich nicht spaßig zumute. Aber so hat jeder seine Probleme, dachte er.

Er trank noch einen Schluck. Die ehemalige Schauspielerin schleuderte ihren Wickelrock fort. Einer der Gäste bekam ihn über den Kopf, worauf die anderen lachten und anfingen zu klatschen.

Dieses rhythmische Geräusch störte die Gedankengänge des Detektivs. Jetzt hockte er hier zwischen wildfremden Menschen und wußte nicht, was er machen sollte. Oft schielte er zur Tür, doch nach ihm hatte niemand mehr die Bar betreten.

Ob sie noch draußen lauerten?

Bestimmt, die ließen sich nicht so leicht abschütteln, denn er war schließlich ein Zeuge, und den ließ man nicht am Leben.

Garry griff zu den Zigaretten.

Zwei Stäbchen befanden sich noch in der Packung. Als die Stripperin ihre Bluse fortwarf, brannte der Glimmstengel.

Was tun?

Ewig konnte er hier nicht hocken, das war ihm klar. Und auf der Straße lauerten seine Feinde. Sie warteten nur darauf, daß er sich zeigte.

Es mußte ihm jemand helfen.

Innerlich lachte Garry Gibson bei diesem Gedanken auf. Wer von diesen Typen sollte ihm schon zur Seite stehen? Er brauchte sich nur umzuschauen. Da hockten Fixer mit hungrigen Augen, Dealer mit festgeklebtem, arroganten Grinsen in den Mundwinkeln, Dirnen, Verbrecher, Totschläger, Zuhälter – eine wahrhaft illustre Gesellschaft. Nein, die würden für ihn, den Fremden, keinen Finger rühren.

Garry knöpfte sich den Mantel auf. Ihm war warm geworden.

Das kam von der verdammten Angst. Wäre er doch nur Diskjockey

geblieben. Seine Gedanken streiften ab. Wie konnte er sich aus dieser verdammten Klemme befreien?

Er steckte in London, einige hundert Meilen von Glasgow entfernt, kannte keinen Menschen…

Moment mal. Plötzlich machte es »Klick« in seinem Hirn. Natürlich kannte er jemand.

Allerdings nur eine Frau. Von der hatte er jahrelang nichts gehört. Sie war die Nichte seiner Stiefmutter. So um drei Ecken war sie mit ihm verwandt. Er hatte sie auch zweimal gesehen, als sie mal nach Schottland gekommen war.

Wie hieß die Kleine denn nur?

Kleine ist gut, dachte er. Die ist bestimmt über 20 und würde sich an ihn kaum noch erinnern können. Trotzdem ließ er sich das Telefonbuch geben.

Der dicke Wirt warf es ihm hin. Der Luftzug stäubte Asche aus dem Becher.

Als dann noch weitere Telefonbuchbände folgten, bestellte sich Garry ein neues Bier. Während er suchte, warf die Schauspielerin ihre knapp geschnittene Tanga-Hose ins Publikum. Nackt tanzte sie auf dem runden Tisch, wobei zwei Gäste sie mit Taschenlampen anleuchteten und sich köstlich amüsierten.

Das alles sah Garry Gibson nicht. Er suchte den Namen seiner entfernten Cousine.

Und er fand ihn.

Als das Telefon vor ihm stand und er die Nummer wählte, war es genau eine Stunde vor Mitternacht…

***

Um diese Zeit geht der Normalbürger ins Bett.

Auch Glenda Perkins machte da keine Ausnahme. Sie hatte zwei Überstunden gemacht, über einer Statistik gebrütet, war nach Hause gefahren, hatte gegessen und keine Lust, in die Glotzkiste zu schauen. Sie rief eine Freundin an, die sich soeben mit neuer Frühjahrsgarderobe eingedeckt hatte, und darüber kamen die beiden Frauen ins Plaudern.

Glenda berichtete von ihrem Job, von der Routine des Alltags und von einem Mann namens John Sinclair.

»Bist du immer noch ein wenig verliebt in ihn?« lachte die Freundin.

»Ja.«

»Dann sieh doch mal zu, daß du ihn dir fängst.«

»Es steht eine andere Frau dazwischen.«

»Glenda, ich bitte dich. Es sollte dir doch gelingen, John weichzumachen. Mensch, wenn ich so aussehen würde wie du, dann…«

»Hör auf, hör auf«, lachte Glenda. »Wir reden ein anderes Mal über das Thema.«

»Aber nur, wenn sich etwas verändert hat.«

»Mal sehen.«

Glenda bekam doch einen gelinden Schreck. Fast eine Stunde hatte sie gesprochen. Es wurde Zeit, sich zum Federball zu begeben.

Glenda verschwand im Bad, duschte noch kurz und zog ihr knöchellanges Nachthemd über. Es war durchsichtig und ein Traum aus zarter Spitze. Die schwarzhaarige Glenda wirkte in diesem Nachtgewand wie eine zur Verführung bereite griechische Göttin.

Nur war niemand da, den sie hätte verführen können. Glenda blieb vor dem Spiegel stehen und schüttelte ihr Haar aus. Sie verspürte noch Durst. Ein Glas Mineralwasser löschte ihn.

Wiederum war eine halbe Stunde vergangen. Glenda wollte gerade ins Schlafzimmer gehen, als das Telefon anschlug.

Das harte Klingeln erschreckte sie. Automatisch wurde sie blaß.

Ihr Herz klopfte schneller. Wer sollte sie um diese Zeit hier noch anrufen?

Sie nahm ab. Kneipenlärm im Hintergrund. Musik, zahlreiche Stimmen. Grölen.

Glenda wollte schon auflegen, als sie die gehetzt klingende Stimme vernahm.

»Bist du es, Glenda?«

»Ja.«

»Ich… also ich … du wirst dich wohl kaum noch an mich erinnern, aber mein Name ist Gibson. Garry Gibson. Du weißt doch, meine Stiefmutter ist deine Tante. Wir wohnen in Glasgow und …«

»Ach ja, Garry, jetzt erinnere ich mich. Himmel, das ist ja eine späte Überraschung.« Glenda hatte in der Tat erst nachdenken müssen. »Bist du in London?«

»Ja, und mir geht es verdammt mies.«

»Wieso? Kein Geld?«

»Das habe ich. Aber sie sind hinter mir her, verstehst du?«

»Nein, Garry. Wer ist hinter dir her? Hast du etwas angestellt?«

»Im Gegenteil. Ich bin inzwischen Privatdetektiv. So ein mieser Schnüffler, der in anderer Leute Ehen herumstochert. Aber darum geht es nicht. Ich bin zufällig in einen Fall hineingerutscht, der mich Kopf und Kragen kosten kann. Da spielen Dinge mit, die ich dir nicht erklären kann. Wenigstens nicht am Telefon.«

»Gib mir ein Stichwort.«

»Augen. Ich werde von Menschen mit glühenden Augen verfolgt. Es klingt komisch, aber es stimmt.«

»Glühende Augen?«

»Ja, Glenda. Ich weiß, es klingt verrückt, aber das stimmt. Ich habe

glühende Augen gesehen. Menschen mit glühenden Augen, stell dir das mal vor.«

»Und warum hast du vor ihnen Angst? Warum haben sie dich verfolgt, Garry?«

Gibson atmete tief durch. »Das erzähle ich dir, wenn wir uns sehen.«

»Willst du vorbeikommen?«

»Nein, Mädchen, das geht nicht. Ich sitze hier in einer verrufenen Kneipe in Soho. Ich traue mich nicht vor die Tür, mein Wagen steht ganz woanders. Ich möchte dich bitten, falls es möglich ist, herzukommen und mich abzuholen. Vielleicht hast du einen Freund oder einen Verlobten, der dich begleitet. Würdest du das für mich tun?«

Glenda hatte sich längst entschlossen. Ihr war klar, daß ihr der Mann wirklich nichts vormachte. So konnte niemand seine Stimme verstellen. Nein, Garry ging es dreckig.

»Ich komme«, sagte sie. »Sag mir nur, wo du bist.«

»Das weiß ich gar nicht. Augenblick, ich frage mal nach.«

»Tu das.« Glenda wartete. Sie hörte die Geräusche in der Bar jetzt deutlicher. Ihnen nach zu schließen, mußte es wirklich der letzte Schuppen sein.

»Bist du noch dran?«

»Natürlich.«

Garry Gibson hüstelte. »Hör zu, Glenda. Der Laden heißt Cargo's. Mehr nicht.«

»Danke, ich fahre so rasch wie möglich los.«

»Wann kannst du hier sein?«

»Ich muß mich erst wieder anziehen. Und allein möchte ich auch nicht kommen. Bleib auf jeden Fall da sitzen.«

»Geht in Ordnung.«

Einen Atemzug später war die Verbindung unterbrochen. Glenda lehnte sich zurück. Das hörte sich gar nicht gut an, was dieser Garry ihr da erzählt hatte.

Männer mit glühenden Augen!

Eine andere hätte darüber vielleicht gelacht, nicht ein Mädchen wie Glenda Perkins. Sie war nicht umsonst die Sekretärin des Geisterjägers John Sinclair. Und Glenda hatte bereits mehr als einmal Fälle erlebt, die den Rahmen des normalen sprengten. Es war durchaus möglich, daß übersinnliche Kräfte in diesem Falle mitspielten.

Allein würde Glenda nicht fahren, das war klar. Da sie keinen Verlobten hatte und nur lockere Freundschaften mit Männern pflegte, hatte sie sich entschlossen, ihren Chef mit nach Soho zu nehmen. Vorausgesetzt, er war einverstanden.

Die Nummer wußte Glenda auswendig. Sie hielt den Hörer bereits in der Hand, als ihr Blick das Fenster streifte.

Hinter der Scheibe ballte sich die Dunkelheit. Nur schwach war ein heller Widerschein zu erkennen, weil ganz in ihrer Nähe eine Kirche stand, die angestrahlt wurde.

Deshalb sah Glenda auch deutlicher die kleinen, hellen Punkte vor der Scheibe.

Sie schaute genauer hin. Dabei rutschte ihr der Hörer aus der Hand und fiel wieder zurück auf die Gabel.

Punkte? Hell – die jetzt sogar größer wurden und wie aus dem Nichts ein gelbroter Flammenkranz erschien, der die beiden Augen umtanzte.

Flammende Augen!

Glenda stöhnte auf. Hatte ihr Cousin nicht von flammenden Augen gesprochen?

Ja, er war sogar von ihnen verfolgt worden. Und jetzt befanden sich die Augen vor ihrem Fenster.

Stocksteif stand Glenda Perkins mitten im Raum. Sie wagte sich nicht zu rühren. Ihr Blick wurde von den Augen angesaugt, die durch die tanzenden Flammen sich in dauernder Bewegung befanden, denn auch die Pupillen drehten sich.

Warum waren sie erschienen?

Glenda erfuhr es wenige Sekunden später, denn die Augen bewegten sich beide von einer Seite zur anderen, gingen auseinander, entfernten sich, trafen zusammen und bildeten plötzlich eine flammende Schrift vor der Fensterscheibe.

Doppelreihig geschrieben, hin und her zuckend, aber durchaus gut lesbar.

Glenda buchstabierte: »Warnung. Laß die Finger von diesem Mann. Er ist des Todes. Wenn du nicht hörst, wirst auch du sein Opfer!«

Zweimal las Glenda die Worte, dann verlöschten sie ebenso schnell, wie sie erschienen waren.

Alles sah wieder normal aus.

Glenda wischte sich über die Stirn und das Gesicht. Hatte sie das vielleicht nur geträumt? War das gar nicht wahr gewesen? Eine Täuschung? Das überreizte Spiel ihrer Nerven?

Sie wollte und mußte es herausfinden. Trotz dieser Warnung, so drastisch sie auch war, dachte Glenda nicht daran, sie zu befolgen.

Sie würde einen Teufel tun. Nein, Garry hatte nicht gelogen. Es gab diese flammenden Augen, und wer war wohl besser prädestiniert, das Rätsel zu lösen als John Sinclair?

Glenda Perkins rief ihn an.

***

Als Garry Gibson der Hörer auflegte, hatte er sich etwas beruhigt.

Jetzt kam ihm der Fall nicht mehr ganz so schlimm vor. Wenn Glenda erschien und ihn abholte, konnte er blitzschnell in ihren

Wagen springen und die Flucht ergreifen.

Der Wirt hatte die Bücher wieder mitgenommen. Jetzt starrte er Garry an.

Der Detektiv lächelte.

»Du bist nicht von hier?« fragte der Dicke.

»Nein, Glasgow.«

»Ein Schotte«, lachte der Wirt und schlug Garry auf die Schulter.

»Landsmann. Komm her, du schottischer Dickschädel. Darauf gebe ich einen echten Scotch aus.«

»Danke.«

Der Wirt ließ die anderen Gäste nach Whisky schreien und füllte erst einmal zwei Gläser für Garry und sich.

»Cheerio«, rief er, »auf die Highlands, die so herrlich grün sind und wo die Luft noch rein ist. Nicht so wie in dieser stinkenden Bude hier, verdammt.«

Sie tranken. Ein Gast beschwerte sich besonders laut. Und da wurde der Dicke wütend. Er bückte sich, griff unter die Theke und holte einen Hartgummiknüppel hervor.

Noch nie im Leben hatte Garry Gibson jemanden so schnell zuschlagen sehen. Der Krakeeler bekam den Schlag voll mit und kippte vom Hocker. Die anderen sprangen zur Seite, niemand fing ihn auf.

»Schleift den Loddel in die Ecke!« rief der Dicke. »Beim nächsten Mal haue ich ihm die Ohren ab, dann sieht er aus wie eine Rolle Pfefferminz.«

Alle lachten. Für einen rauhen Scherz waren die Leute hier immer zu haben.

Auch Garry Gibson hatte seine Angst ein wenig vergessen können. Er entspannte sich langsam. »Ich geh mal für kleine Mädchen«, sagte er, als er vom Hocker rutschte.

»All right, Landsmann, dein Platz wird freigehalten.«

»Danke, Landsmann.«

Der Wirt lachte dröhnend und legte beide Hände gegen seinen fetten Bauch.

Garry steuerte die Toiletten an. Die Tür hing schief in den Angeln. Neben ihr stand ein Stuhl, auf dem die Stripperin hockte.

Sie war eingeschlafen und noch nicht dazu gekommen, sich wieder anzuziehen. Jemand hatte ihr die Kleidung über den Kopf geworfen.

Garry betrat einen Gang, in dem es scheußlich roch. Der kahle Korridor machte weiter hinten einen Knick. Gibson sah es im Licht einer trüben Lampe. Die Wände waren beschmiert worden, auf dem Boden lag Dreck. Die Toiletten für Damen und Herren waren zwar getrennt, aber sie besaßen keine Tür.

Garry betrat das Gentlemen-Klo, wo jemand über einer Schüssel hing

und sein Bier rückwärts wieder wegbrachte.

Er sah Garry, hob den Kopf, wischte sich über die Lippen und rülpste. »Jetzt paßt wieder was rein, Freund«, sagte er. »So mußt du das machen.«

Schwankend blieb er vor Garry stehen. Als der keine Antwort gab, ging er weg. »Jetzt reiß ich mir noch ‘ne Alte auf«, sang er und schnalzte mit der Zunge.

Garry konnte nur den Kopf schütteln.

Tote Ratten hatte er selten gesehen. Aber hier lag eine, direkt neben der Schüssel.

Das Tier widerte Garry an, doch er konnte sich schließlich nicht in die Hose machen. Als er fertig war, suchte er vergebens nach einem Waschbecken oder Handtüchern.

Nichts war da.

Garry Gibson wandte sich um und wollte zur Tür gehen. Der Weg allerdings war versperrt.

Der hünenhafte Neger aus dem goldfarbenen Rolls Royce stand dort. Er hatte keine Augen mehr, aber in der rechten Hand hielt er einen flammenden Dolch…

***

Das war natürlich ein Ding.

Da wird man mitten in der Nacht oder am späten Abend von seiner Sekretärin angerufen und schon fast aus dem Bett gescheucht.

Aber Glenda telefonierte ja nicht aus lauter Sehnsucht mit mir, sondern hatte einen handfesten Grund.

Ich war sofort in meine Kleidung geschlüpft und hatte mich auf die Socken gemacht. Zuerst wollte ich Suko noch mitnehmen, doch man sollte keine Pferde scheu machen. Vielleicht stellte sich alles als ganz harmlos heraus, was mich allerdings nicht daran hinderte, meine Waffen mitzunehmen.

Glenda wohnte in einem älteren Haus in der Nähe von Mayfair.

Die Straße war ruhig, nicht weit entfernt lag ein kleiner Park, wo auch eine Kirche stand, deren Turm angestrahlt wurde.

Als ich vor dem Haus hielt und aussteigen wollte, winkte mir Glenda bereits vom Fenster aus zu.

Ich verstand das Zeichen und blieb im Wagen sitzen.

Eine Zigarette hatte ich gerade zur Hälfte aufgeraucht, als Glenda kam und die Tür öffnete.

»Geschafft«, sagte sie, ließ sich auf den Beifahrersitz fallen und lächelte.

Ich fuhr an. Der erste Gang ließ sich nicht so leicht einlegen. Es wurde Zeit, daß ich den Wagen mal wieder zur Inspektion brachte.

Zudem hatte er auch schon seine Jahre auf dem Buckel. Eine

Sonderanfertigung war er ebenfalls, denn ein Bentley wird normalerweise nur als Automatikwagen geliefert.

»Haben Sie wirklich noch nicht im Bett gelegen?« fragte mich Glenda besorgt.

»Nein. Und wenn, dann wäre es auch nicht schlimm.«

Sie hob die Schultern. Glenda hatte sich einen hellen Staubmantel übergezogen. »Ich weiß wirklich nicht, was ich von der ganzen Sache halten soll«, sagte sie. »Ein Scherz scheint es nicht zu sein, denn die Stimme klang zu ängstlich.«

»Aber mehr wollte er nicht sagen?«

»Nein. Er sprach nur von den glühenden Augen. Und die habe ich ja auch gesehen.«

Das war eigentlich der Punkt gewesen, der mich umgestimmt hatte. Glenda konnte ich trauen. Sie arbeitete lange genug mit mir zusammen und konnte wirklich Spinnerei von anderen Dingen unterscheiden. Diese Augen waren wahrscheinlich echt. Wenn sich jedoch jemand einen Streich erlaubt hatte, dann war ihm der gelungen.

An einer Ampel mußte ich halten. Von der Seite her schaute ich Glenda an und lächelte.

»Was ist?« fragte sie.

»Wenn ich so bedenke, daß wir um diese Zeit durch London fahren und dabei nicht zum Vergnügen, ist das eigentlich schade.«

»Finde ich auch.« Sie räusperte sich und senkte den Blick. »Aber man könnte ja…«

»Was könnte man?«

»Ach, verschieben wir das auf später.«

Die Ampel sprang um, und ich mußte starten. Verflogen war der Zauber des Augenblicks. Der Job hatte uns wieder.

Zuvor hatte ich mir auf dem Stadtplan angesehen, wo die Bar in Soho überhaupt lag. Es war eine miese Gegend, in die sich kaum Touristen verirrten. Die Unterwelt war dort zu Hause, und wir mußten verdammt achtgeben. Auf Polizisten war man dort nicht sehr gut zu sprechen.

Die Regent Street, berühmt wegen ihrer Einkaufsmöglichkeiten, trennt Soho von Mayfair. Wir kamen von der Maddox Street, fuhren am Palladium vorbei und bogen rechts ab in ein unübersichtliches Gassengewirr, das mehrere Häuserblocks umgab.

Hier befand sich auch das Lokal.

Ich fuhr nur im Schrittempo weiter, als ich den Bentley in eine enge Gasse lenkte.

Hier sah es noch wie im letzten Jahrhundert aus. Kopfsteinpflaster, alte Laternen, von denen nur einige noch leuchteten, schiefe Häuser, Kellerkneipen und Wohnungen, bei denen der Wind durch die

Fensterritzen pfiff und allerlei Gesindel als Unterschlupf diente.

Aus einer Toreinfahrt sprangen zwei Gestalten, hieben auf die Motorhaube und verschwanden.

Glenda hatte sich erschreckt.

»Daran müssen Sie sich gewöhnen«, grinste ich.

Die nächste Querstraße war breiter. Sie machte einen Bogen, in dessen Scheitelpunkt die Reklame einer Peep-Show ihren rötlichen Lichtteppich auf das Pflaster warf. Hier war die Gegend wieder etwas belebter.

»Die nächste rechts«, sagte Glenda.

Ich blinkte.

Als ich in die Straße einbog, fiel mir sofort der große Wagen auf, der ebenso wenig hierher paßte wie mein Bentley.

Es war ein Rolls Royce. Als das Licht der Bentley-Scheinwerfer über die Karosserie fiel, glänzte sie golden.

»Auch das noch«, sagte ich. »Ein goldener Wagen in diesem miesen Viertel.«

»Ob der was mit Garry zu tun hat, weiß ich nicht«, sagte Glenda.

»Er hat wenigstens nichts gesagt.«

»Mal sehen.«

Ich ließ meinen Bentley hinter dem Rolls ausrollen. Als ich ausstieg, war von einem Trommelwirbel nichts zu hören. Die Straße lag ruhig vor uns. Auch im Rolls saß niemand.

Harmlos…

Glenda hatte den Wagen ebenfalls verlassen. Sie deutete auf eine Treppe, die zur Bar hinunterführte.

»Sieht nicht gerade einladend aus.«

»Wir brauchen uns ja nicht aufzuhalten.«

Da hatte sie recht. Wir schritten die ausgetretenen Steinstufen hinab, wobei sich Glenda bei mir einhängte, und ich ihr angenehmes Parfüm riechen konnte. Auch die Haare dufteten frisch gewaschen. Ich merkte es, als der Wind sie mir ins Gesicht blies.

Es fiel mir verdammt schwer, bei diesem Mädchen nicht schwach zu werden. Ob ich das in Zukunft auch noch durchhalten konnte, war die große Frage.

Bei dem letzten Abenteuer, daß sie mit mir zusammen erlebt hatte, waren wir auch nachts unterwegs gewesen. In einer dunklen Straße hatte es begonnen und uns in den Seelenwald geführt.[1]

Eine schmutzige Tür mit auf der Kippe stehendem Oberlicht diente als Eingang.

Ich zog die Tür auf.

Das Gewirr der Stimmen und der widerliche Mief wurden schon einen Schritt hinter der Schwelle zu einer regelrechten Belastung.

Glenda rutschte die Tür aus der Hand. Mit einem Knall fiel sie zu.

Und dieser Knall wurde von allen gehört. Die an der Bar sitzenden Personen drehten sich um. Auch die Gäste an den Tischen verstummten in ihren Gesprächen.

Ob Männlein oder Weiblein – jeder starrte uns an. Und plötzlich wurde es totenstill.

»Ja, was sind uns denn da für Vögelchen ins Netz geflogen?« sagte ein elegant gekleideter Muskelprotz und schob sich langsam von seinem Hocker, wobei seine Blicke Glenda Perkins fast verschlangen.

Verdammt, das roch nach Ärger…

Ich hatte natürlich keine Lust, mich herumzuschlagen und den anderen eine Schau zu bieten. Andererseits konnte ich es nicht zulassen, daß sich einer der Typen an Glenda vergriff. Wenn ich den Kerl vorhin als elegant bezeichnet hatte, so war es sicherlich nicht richtig ausgedrückt. Der Kerl zeigte die Eleganz eines Zuhälters.

Ein grauer Anzug mit dicken hellen Streifen, zweireihig geknöpft, dazu ein Hemd mit schmalem Kragen und eine ebenso schmale Krawatte.

Die anderen Gäste grinsten und feixten. Sie hatten sofort be- merkt, daß wir nicht in ihr Milieu paßten, aber für einen Polizisten hielt mich wohl auch niemand.

Glenda stand hinter mir und schaute über meine Schulter hinweg in die über der Bartheke quellenden Rauchschwaden. Sie suchte ihren Cousin und schien Schwierigkeiten zu haben, ihn zu finden.

Ich versuchte es weiterhin im Guten. »Machen Sie keinen Ärger, Mister. Wenn Sie Streit haben wollen, suchen Sie sich einen anderen aus, aber keinen Yard-Beamten.«

Der Zuhälter bekam schmale Augen. »Wie war das?« fragte er.

»Ich bin Scotland-Yard-Beamter und halte mich dienstlich in dem Lokal auf.«

Nach diesem Spruch wurden einige Typen ganz unruhig. Sie rutschten auf ihren Stühlen herum oder schielten zum Ausgang.

Ich schritt auf den Zuhälter zu, lächelte ihn an und schob ihn mit den Fingerkuppen der rechten Hand zur Seite. Er griff mich nicht an. Zudem kam von der Bar eine Warnung. »Halte dich ja zurück, Lolly-Boy.«

O Gott, sie nannten ihn Lolly-Boy. Glenda hatte sich bei mir untergehakt. An der Bar machte man uns Platz. Der Wirt – ich sah ihn zum erstenmal in seinem Umfang und war erstaunt – putzte sogar die Stelle, wo wir unsere Gläser hingestellt bekommen sollten.

»Zu trinken möchten wir nichts«, sagte ich schnell, bevor Mißverständnisse aufkamen. »Mir geht es um einen Mann, den ich suche.«

Der Wirt hob die Schultern.

Glenda sagte: »Er hat aus diesem Lokal hier angerufen, Mister.«

Plötzlich flog ein Grinsen über das Gesicht des Wirts. »Sie meinen den Schotten?«
»Genau.«
»Der machte doch solch einen harmlosen Eindruck. Ich…«
Ich wischte ihm mit einer Handbewegung das Wort von den Lippen. »Er ist auch harmlos. Wir suchen ihn nicht wegen eines Verbrechens oder Vergehens.«
»Nun dann, der ist zu den Toiletten gegangen. Kurz bevor sie das Lokal betraten.«
»Danke sehr.« Ich rutschte vom Hocker und drehte mich um.
Dabei las ich Glendas fragenden Blick, konnte mich aber weiter nicht um sie kümmern, weil jeder in diesem Lokal den markerschütternden Schrei hörte, der dort aufgeklungen war, wo auch die Toiletten lagen…

***

Garry Gibson blieb stumm. Er konnte gar nicht reden, zu sehr lähmte ihn die Überraschung.
Er starrte den augenlosen Neger an wie einen Geist. Und er mußte zu ihm hochschauen, denn selten in seinem Leben hatte er solch ein Monstrum von Mensch gesehen.
Dazu ein Mensch ohne Augen.
Aber mit einem flammenden Dolch bewaffnet.
Der Neger trug eine Art Livré. Eine dunkelgrüne, eng anliegende Jacke und eine ebensolche Hose. Wenn man genauer hinschaute, sah man die kleinen Augen in den Stoff eingefärbt oder aufgedruckt. Sie waren heller, schillerten gelbrot.
Garry begriff nichts.
Er hatte schon zuvor alles für verrückt und irre gehalten, doch nun stand der Fahrer aus dem Rolls vor ihm.
Ohne Augen.
Und doch konnte er sehen! Wieso?
»Was… was wollen Sie von mir?« fragte der Detektiv stotternd.
»Lassen Sie mich vorbei. Ich… ich habe Ihnen nichts getan, zum Henker. Warum verfolgen Sie mich?«
Der Hüne antwortete nicht. Er schien auf irgend etwas zu lauschen und hatte dabei den Kopf ein wenig zur Seite gedreht.
Diese Sekunden gaben Garry Gelegenheit, seine Chancen abzuschätzen. Er war zwar auch kein schmächtiger Typ, aber gegen diesen Koloß kam er nicht an. Körperliche Kraft nützte da nichts.
Vielleicht konnte er versuchen, den Neger durch Reden hinzuhalten. Der schien nicht der Schlaueste zu sein. Und wenn Gibson ein paar Minuten herausschindete, traf unter Umständen Hilfe ein.
»Hör zu, Kamerad«, sagte er und hatte Mühe, seine Angst zu

unterdrücken. »Warum willst du hier Ärger machen? Wenn du mich umbringst, jagen dich die Bullen. Ich mache dir einen Vorschlag. Wir beide gehen gemeinsam zurück in die Bar, setzen uns an die Theke und trinken ein Glas zusammen. Okay?«

Der Neger gab keine Antwort.

Er kam dafür einen Schritt vor.

Da wußte Garry, daß es keinen Zweck hatte, ihn weiterhin mit Worten überzeugen zu wollen. Dieser Hüne hatte den Befehl, ihn umzubringen. Und er würde ihn ausführen.

Garry wich zurück.

Der Neger ging den nächsten Schritt. Er löste sich dabei von der Tür, und Gibson spielte mit dem Gedanken, an ihm vorbeizulaufen und zu verschwinden.

Leider war dieser stinkende Raum zu klein. Er besaß nicht einmal ein Fenster, nur ein schmales Luftloch, kaum größer als eine Männerfaust.

Es sah schlecht aus.

Dann spürte Garry Gibson die Wand im Rücken. Aus, jetzt konnte er nicht mehr weiter.

Aber er erinnerte sich an seine Pistole. Bei den beiden Kerlen auf der Straße hatten die Kugeln nichts genutzt. Vielleicht bei dem Neger hier. Es war eine wahnwitzige Hoffnung, aber Garry wollte nichts unversucht lassen.

Er zog die Waffe. Dabei bog er sein Gelenk etwas ein, so daß die Mündung auf den Kopf des augenlosen Wesens gerichtet war. Ja, für ihn war dieser Mann ein Wesen, mit einem Menschen hatte er nur das Äußere gemeinsam.

»Noch eine Bewegung, und ich schieße!« drohte der Detektiv.

Der Hüne blieb tatsächlich stehen. Garry wollte schon aufatmen, als der Mann eine blitzschnelle Bewegung machte. Plötzlich spürte Gibson einen rasenden Schmerz an der rechten Hand, ließ die Waffe fallen und schrie gellend auf.

Er sackte in die Knie. Sein Gesicht war verzerrt. Angst, Panik und Entsetzen hatte eine Grimasse daraus gemacht. Er sah nur noch den Dolch. Und der näherte sich seinem Gesicht.

Ein zweiter Schrei!

Schaurig zitterte er durch den schmutzigen Toilettenraum, brach dann urplötzlich ab und endete in einem Wimmern.

Der Hüne aber bückte sich und hob den Flammendolch zum Stoß. Die Spitze zielte dabei auf beide Augen des Detektivs…

***

Ich kam gar nicht so schnell weg, weil ich erst einige Leute aus dem Weg räumen mußte. Eine Frau kippte dabei vom Hocker und klammerte sich im letzten Moment am Handlauf fest.

Ich hatte freie Bahn.

Den zweiten Schrei hörte ich, als ich mich durch die schmale Tür wuchtete, hinter der der Gang mit den Toilettenräumen lag. Den Gestank nahm ich nur im Unterbewußtsein wahr. Ich drehte mich nach rechts, rutschte fast noch aus und stand eine Sekunde später im Toilettenraum.

Sofort überblickte ich die Szene.

Ein Mann lag auf dem Boden. Ich sah kaum etwas von ihm, weil ein anderer, ein riesiger Kerl, sich über ihn gebeugt hatte. Er hielt irgend etwas in der Hand, das ich nicht genau erkennen konnte, sah wohl den tanzenden Widerschein.

Die Beretta hatte ich längst gezogen. Und damit schlug ich zu.

Hart, denn ein Mensch befand sich in höchster Lebensgefahr, da konnte ich keine falsche Rücksicht nehmen.

Der Waffenlauf landete im Nacken des schwarzhäutigen Hünen.

Ein normaler Mensch wäre in die Knie gesackt und bewußtlos geworden. Nicht dieser Neger.

Er knurrte nur unwillig und drehte sich um. Dabei ließ er zum Glück von dem am Boden liegenden Mann ab.

Mein nächster Hieb traf ihn mitten in der Drehung. Gleichzeitig preßte ich meine linke Hand gegen seine breite Brust und drückte ihn von mir weg.

Der Hüne stand auf dem falschen Bein. So gelang es mir, ihn gegen die Wand zu wuchten.

Wieder knurrte er.

Da sah ich zum erstenmal, welch eine Waffe er in der Rechten hielt. Einen flammenden Dolch.

Ich erschrak!

Automatisch wich ich zurück, denn von diesem Dolch getroffen zu werden, bedeutete den Tod. Mein Blick wanderte höher. Es gab mir einen Stich, als ich sah, daß der Mann keine Augen mehr besaß.

Leere Höhlen in einem flachen Gesicht mit einer dicken Nase und großen Nasenlöchern.

Er stieß zu.

Es war eine gedankenschnelle Bewegung. Der Flammendolch zielte auf meine Körpermitte und hätte auch getroffen, wenn ich nicht ausgewichen wäre.

Der Neger prallte gegen die Wand.

Ich drehte die Beretta, und als er einen zweiten Angriff startete, feuerte ich.

Schräg hieb die Kugel in seinen Messerarm. Es gab einen platzenden Laut, als wäre irgend etwas gerissen, mehr jedoch geschah nicht. Kein Blut quoll aus der Wunde. Ich konnte durch das Kugelloch schauen und war für Sekunden geschockt.

Wieder stieß er zu.

Diesmal ging ich in die Knie. Der Flammendolch wischte über meinen Scheitel, fuhr gegen die Wand, und ich spürte für einen Moment ein heißes Kribbeln auf der Kopfhaut. Ich hob das Bein, winkelte es an und ließ es sofort wieder vorschnellen.

Ich traf ihn hart. Selbst der riesenhafte Neger wurde zurückgeschleudert. Dabei bewegte er seinen rechten Arm, und der Dolch beschrieb einen flammenden Kreis.

Der Schwarze prallte gegen die Wand.

Und plötzlich schwebten zwei Augen im Raum. Kleine, gelbrote, rotierende Flammenräder, die nahe der Tür in der Luft stehengeblieben waren, sich dann blitzschnell in Bewegung setzten und in den Augenhöhlen des Negers verschwanden.

Wieder kam er.

Diesmal jedoch griff er nicht mich an, sondern wischte an mir vorbei, erreichte die Tür und war verschwunden.

Bevor ich die Verfolgung aufnahm, warf ich noch einen Blick auf den Mann am Boden.

Er blutete am rechten Arm, ansonsten war er okay. Seine Angst schien größer zu sein als die Schmerzen.

»Warten Sie hier!« rief ich ihm zu und rannte hinter dem Neger her.

Natürlich waren die Schüsse gehört worden. Im Gang drängten sich die Neugierigen. An ihrer Spitze der Wirt, er hielt einen Totschläger aus Hartgummi in der rechten Hand.

»Der ist zur anderen Seite weg!« schrie er.

Ich rannte nach rechts. Zwei Herzschläge später lief ich um die Gangecke und sah schon die offene Hintertür. Sie hob sich als helleres Rechteck gegen die Dunkelheit des Hofes ab.

Auf der Schwelle blieb ich stehen.

Viel sehen konnte ich nicht. Hier in Soho waren die Höfe hinter den Häusern nicht beleuchtet. Auch dieser hier lag in tiefster Dunkelheit. Nur schwach nahm ich die Umrisse einer Mauer wahr.

Hatte der Schwarze diese Mauer übersprungen?

Ich wußte es nicht, und ich war auch nicht in der Lage, es herauszufinden. Der Hüne blieb verschwunden. Er kannte sich hier besser aus als ich.

Allerdings war ich sicher, daß es nicht bei dieser ersten Begegnung bleiben würde.

Ich ging wieder zurück.

Stimmengewirr schallte mir aus dem schmutzigen Toilettenraum entgegen.

Nur widerwillig machte man Platz.

Ich erkannte Glenda Perkins neben ihrem Cousin. Sie kniete am Boden und sprach auf ihn ein.

Garry Gibson lehnte mit dem Rücken an der Wand. Er hielt seine rechte Hand umklammert. In Höhe des Gelenks befand sich eine tiefe Wunde, aus der Blut tropfte und schon eine rote Spur auf dem Boden hinterlassen hatte.

Ich sah den Wirt in der Nähe. »Haben Sie einen Verbandskasten zur Hand?«

Er nickte, machte kehrt, scheuchte die anderen Gäste aus dem Raum und verließ ihn selbst.

Glenda schaute zu mir hoch. »Das ist mein entfernter Verwandter Garry Gibson.«

Ich ging ebenfalls in die Knie.

Garry grinste mich an. »Scheint so, daß Sie mir das Leben gerettet haben, Mister.«

»Lassen Sie mal Ihre Verletzung sehen.«

Er hob den Arm und verzog das Gesicht. »In der rechten Hand hielt ich meine Pistole, als dieser Hundesohn zustach. Mein Gott, ich begreife das alles nicht.«

»Wir werden den Fall schon aufklären.«

»Sie sind vom Yard, wie?«

»Ja, ich bin dort beschäftigt.«

»Glenda erzählte mir davon. Da habe ich ja verdammt Glück gehabt. Ein anderer hätte…«

Er verstummte, weil der dicke Wirt zurückkam. »Hallo, Landsmann«, grinste der Kneipier. »Alles überstanden?«

»Einigermaßen.«

Der Wirt hatte eine Hausapotheke gefunden. Er blies den Staub vom Kasten und öffnete den Deckel. Ich nahm ihm die Apotheke aus der Hand und fragte: »Wie heißen Sie eigentlich?«

»McMahon.«

»Und mit Vornamen?«

»Ernie. Bin aber nicht verwandt mit dem aus der Sesamstraße. Wer das behauptet, bekommt eins über den Schädel.«

Ich mußte grinsen. Dieser Dicke gefiel mir. Daß in seinem Lokal eben die Unteren Zehntausend verkehrten, dafür konnte er nichts. Das war in der Gegend so.

In Erster Hilfe wurde jeder Polizist ausgebildet. Da machte auch ich keine Ausnahme. Ich fand Pflaster, Verbandsmull und auch Jod in dem Kasten.

»Jetzt wird es etwas wehtun«, sagte ich, als ich die Jodflasche öffnete.

»Macht nichts.« Garry grinste verzerrt.

Zwei Sekunden später schrie er doch auf, als das Jod seine Wunde berührte. Der dicke Wirt drehte ab. Er war käsig im Gesicht.

»Ich kann kein Blut sehen«, gestand er.

Glenda half mir beim Verbinden. Hinterher war das Gelenk um die Hälfte dicker geworden. Der Verband leuchtete hell.

»Sie können aufstehen«, sagte ich zu Garry, erhob mich selbst und reichte ihm die Hand.

Der Detektiv ließ sich hochziehen. Er war immer noch blaß um die Nase, aber er hielt sich tapfer. Glenda hatte Ernie McMahon den Kasten zurückgegeben. Der Wirt war bereits verschwunden.

Als wir zurück in die Bar kamen, hatte er einen Tisch für uns gesäubert. Auf wackligen Stühlen konnten wir Platz nehmen. Whisky stand bereit. Eine Markensorte, nicht das billige Zeug, das er sonst ausschenkte.

Einen Schluck konnte wohl jeder von uns vertragen. Auch Glenda nippte an ihrem Glas, verzog aber das Gesicht. Sie war die harten Getränke nicht gewöhnt.

Natürlich starrte man uns nach wie vor an. Niemand wußte haargenau, was vorgefallen war, es verließ auch keiner das Lokal.

Mir schien es, als würden die Leute darauf warten, daß etwas geschah.

Garry leerte sein Glas. Die Pistole hatte ich ihm zurückgegeben.

Sie steckte jetzt in der linken Manteltasche, wo sie den Stoff ausbeulte.

Ich bot Zigaretten an. »Danke«, sagte Garry, »ich habe nämlich keine mehr.«

Die ersten Lagen wurden bestellt. Ernie hatte jetzt alle Hände voll zu tun, wir konnten uns ziemlich ungestört unterhalten. »Dann erzählen Sie mal, Mr. Gibson«, sagte ich. »Wie sind Sie überhaupt in diese Lage gekommen?«

Er berichtete von seinem Auftrag und von einem Diplomaten namens Ogabe, dessen Spur er bis nach Soho verfolgt hatte. »Dann kam ich in ein Haus, das war eine Horror-Höhle, kann ich Ihnen sagen. Ich mußte dem Kerl bis in den Keller folgen, und dort habe ich mindestens ein Dutzend Personen gesehen, die keine normalen, sondern Flammenaugen hatten. Sie hockten vor einem Totempfahl, der fast bis zur Decke reichte und oben ein großes Auge besaß. Das leuchtete feurig, wild und kalt zugleich. Es fällt mir schwer, dies zu beschreiben, ist aber so. Ich bekam Angst, dann entdeckten sie mich.«

»Was war mit diesem Ogabe?« wollte ich wissen.

»Der kniete vor dem Pfahl und huldigte diesem Auge. Für ihn schien es ein Gott zu sein.«

»Oder ein Dämon«, warf ich ein.

Garry schaute mich an. Dann nickte er. »Stimmt, oder auch das. Ich auf jeden Fall war unvorsichtig. So blieb es nicht aus, daß die anderen mich entdeckten. Wie ich aus dem Haus herausgekommen bin, weiß ich nicht mehr, doch aufatmen konnte ich nicht. Die Jagd ging auf der

Straße erst richtig los. Die machten mich regelrecht fertig, kreisten mich ein, rannten hinter mir her und immer mit ihren verdammten glühenden Augen und dem Trommelwirbel. Dann kam dieser Rolls Royce.« Als er das sagte, tauschten Glenda und ich einen bezeichnenden Blick. »Zuerst fuhr er ja vorbei, umrundete den Block und kam zurück. Der hätte mich bald auf die Hörner genommen. Ich habe unwahrscheinliches Glück gehabt. Als ich diese Bar hier sah, bin ich hineingelaufen und habe mich an die Theke gesetzt. Dann fiel mir ein, daß ich noch eine entfernte Verwandte hier in London wohnen habe. Die rief ich an. Anschließend wollte ich zur Toilette gehen, und da tauchte plötzlich der Fahrer des Rolls auf. Es war grauenhaft. Bis Sie kamen.«

Ich nickte. »Würden Sie denn das Haus unter Umständen wiederfinden, Mr. Gibson.«

»Klar.«

»Das ist gut.«

»Sagen Sie bloß, Sie wollen da hinein?« fragte er erstaunt.

»Sicher.«

»Das ist Selbstmord.«

»Vielleicht, aber es ist mein Job, solche Fälle aufzuklären.«

Garry Gibson schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht.«

»Wollen Sie es ihm sagen, Glenda?« Ich schaute meine Sekretärin lächelnd an.

»Natürlich.«

Glenda sprach über meine Aufgabe. Die Augen des Detektivs wurden dabei immer größer. Zum Schluß meinte er: »Da habe ich ja doppeltes Glück gehabt, daß ich an Sie geraten bin.«

»Das wird sich erst noch herausstellen.« Ich war nicht ganz so optimistisch. Vor allen Dingen glaubte ich nicht daran, daß die Bande mit den feurigen Augen aufgegeben hatte. Diese Typen waren ungeheuer gefährlich. Allein und dazu noch mit zwei Schutzbefohlenen stand ich auch so ziemlich auf verlorenem Posten. Hilfe hätte gutgetan.

Ich stand auf.

Als ich Glendas fragenden Blick sah, erklärte ich ihr, daß ich Suko anrufen wollte.

»Das ist gut«, sagte sie.

»Wer ist Suko?« hörte ich Garry Gibson fragen.

Was Glenda antwortete, vernahm ich nicht mehr, denn ich war bereits zu weit vom Tisch entfernt.

»Haben Sie einen Wunsch?« fragte mich der Wirt.

»Ja, das Telefon.«

»Aber sicher.«

Die anderen Gäste traten respektvoll zur Seite, als ich die Nummer

wählte. Keiner führte mehr ein großes Mundwerk. Auch Lolly-Boy, der Zuhälter, nicht. Er schaute auf seine Schuhspitzen, die wie einlackiert glänzten.

Der ehemals weiße Apparat war mit einem schmutzigen Film überzogen. Ich wählte Sukos Nummer.

Die Stimme meines chinesischen Partners klang hellwach, als er sich meldete.

»Ich bin's«, sagte ich.

»Kannst du nicht rüberkommen?«

»Tut mir leid, aber ich stecke in einer Bar in Soho. Schwing dich auf dein Feuerroß und komm her. Es gibt da einige Schwierigkeiten.«

»Worum geht es?«

»Kann ich dir nicht am Telefon erklären. Bring auf jeden Fall die Dämonenpeitsche mit und zieh dich warm an.« Ich gab Suko noch den Namen des Lokals durch und sagte ihm auch, daß wir vielleicht im Bentley warteten.

Zu bezahlen brauchte ich nichts. »Auch der Whisky geht auf Kosten des Hauses«, sagte McMahon.

»Danke.« Ich ging wieder zu unserem Tisch, wo man mich gespannt erwartete.

»Es hat alles geklappt«, sagte ich. »Mein Freund wird sich auf sein Motorrad setzen und herkommen.«

»Dann bin ich froh«, sagte Glenda.

Garry Gibson fragte: »Sollen wir hier warten, Mr. Sinclair?«

Ich überlegte. Hier waren wir relativ sicher. Trotzdem wollte ich mich auf der Straße ein wenig umschauen.

»Ja, wir warten hier. Aber ich sehe mal sicherheitshalber draußen nach. Vielleicht irren ein paar Typen auf der Straße herum und warten darauf, daß wir rauskommen.«

»Wir gehen mit!« Glenda sagte es sehr bestimmt und erhob sich schon von ihrem Stuhl.

Mein Einspruch blieb im Kern stecken. Ich war als erster an der Tür. Der Wirt rief: »Wollen Sie gehen?«

»Nein.«

Ich stieß die Tür auf. Vor mir führte die Treppe in die Höhe. Hinter mir streifte Glendas und Gibsons Atem meinen Nacken. Schnell lief ich die Stufen hoch – und blieb wie angewurzelt stehen.

Die Männer mit den glühenden Augen standen auf der Straße und hatten einen Halbkreis um das Lokal gebildet. Sie wirkten wie Denkmäler, nur ihre Augen wären von einem dämonischen Leben erfüllt.

Gleichzeitig begann der dumpfe Trommelwirbel…

***

Shao hatte ihren Freund nur ungern fahren lassen, aber sie konnte nichts machen. Wenn Suko gebraucht wurde, dann war er auch zur Stelle. Und das hatte Shao bereits in Hongkong gewußt, wo sie und Suko sich damals kennenlernten.

»Gib auf dich acht«, sagte Shao zum Abschied. Sie brachte Suko bis zur Tür und küßte ihn auf die Wange.

»Natürlich.«

Der Chinese fuhr nach unten in die Tiefgarage, wo auch seine Harley in einer abgeteilten Box parkte. Die Maschine sprang beim ersten Kick an, der satte Sound des Motors dröhnte durch die Halle und wurde als Echo zurückgeworfen.

Suko fuhr an. Eine wuchtige Rakete auf zwei Rädern, so kam dem Chinesen die Maschine vor. Sicher, es gab schnellere. Die Supermaschinen von Kawasaki, Yamaha oder Honda, doch der Chinese fühlte sich auf seiner Harley wohl.

Per Checkkarte öffnete er die Toreinfahrt und brauste in die Nacht hinaus.

Tageswende. Dazu ein kalter Januar mit böigem Wind. Dieses Wetter trieb niemanden auf die Straße. Suko fand fast leere Fahrbahnen vor und drehte auf. Klar, daß er dabei Strafzettel riskierte, aber er befand sich sozusagen auf einer Einsatzfahrt, und Scotland Yard würde schon dafür sorgen, daß die möglichen Strafzettel unter den Tisch fielen.

Da nicht viel Verkehr herrschte, nahm der Chinese auch Schleichwege. Er mied die breiten Straßen und wurde zu einem regelrechten Kurvenakrobaten. Dann ließ es sich nicht vermeiden, daß er in die breite Charing Cross Road einbog.

Richtung Norden.

Geduckt hockte der Chinese auf der Maschine. Sein roter Helm leuchtete wie ein Fanal. Er trug wetterfeste Lederkleidung und einen breiten Hüftgürtel.

Der Chinese stieß hinein in das Herz von Soho. Rechterhand lagen die Vergnügungsviertel, wo sich Tag und Nacht die Touristen stauten und ihre Devisen loswurden.

Suko mußte nach links. In die andere, die gefährlichere Ecke von Soho.

Er verringerte die Geschwindigkeit und bog kurz darauf in eine der Seitenstraßen ab. Sofort wurde es dunkler. Nur noch wenige Laternen brannten. Das laute Motorgeräusch der Harley hallte durch die Straße und schwang als Echo durch den engen Häuserschlund.

Kopfsteinpflaster, feucht glänzend. Es roch förmlich nach Glatteis, denn es war leicht frostig geworden.

Suko mußte achtgeben. Nur wenig Verkehr herrschte hier.

Zweimal kam ihm ein Wagen entgegen. Viele Bars und Kneipen hatten schon dichtgemacht. Die rostigen Gitterläden versperrten Türen

und Fenster.

John hatte dem Chinesen zwar beschrieben, wo die Bar lag, aber sich in Soho zurechtzufinden, dazu brauchte man schon einige Zeit.

Die fehlte Suko.

Er verfuhr sich zweimal.

Dann fragte er.

Der aalglatte Typ, der an einer Laterne lehnte, lächelte weich und bewegte seine Hüften.

»Was willst du denn da? Da ist ja gar nichts los. Bei mir zu Hause können wir einen richtigen…«

»Ich habe dich nicht nach deinem Zuhause gefragt, sondern nach der Adresse von Cargo's.«

»Ach, sei doch nicht so unwirsch«, sagte der Stricher. Er bequemte sich aber dazu, Suko den Weg zu beschreiben.

»Danke.«

»Und komm mal wieder vorbei!« rief der Knabe. »Du bist so irre männlich.«

Das allerdings hörte Suko nicht mehr. Der Klang des Motors übertönte die Einladung.

Eine Kreuzung.

Nach links hatte der Kerl gesagt.

Die Straße wurde noch enger. Suko fuhr hindurch. Die Häuser wie alte Ställe. Hier hatte niemand renoviert, alles war grau, schmutzig – trostlos.

Die Straße machte einen Bogen. Davon hatte der warme Jüngling auch gesprochen. Suko fuhr hinein, sah eine noch offene Bar und mehrere Personen davor stehen.

Sie schauten ihm nach.

Dann die Abzweigung.

Der Chinese drehte am Lenker, schlenzte seine Maschine in die Gasse. Ja, es war nur mehr eine Gasse. Hier mußte sich auch die bewußte Bar befinden.

Suko fuhr schneller. Die beiden Räder holperten durch Schlaglöcher, doch die Stoßfänger fingen alles ab. Sie waren okay.

Dann zuckte Suko zusammen.

Der breite Scheinwerferstrahl war auf ein Hindernis gefallen. Ein Wagen stand halb schräg in der Gasse und versperrte die weitere Durchfahrt.

Da kam der Chinese nicht vorbei. Er wunderte sich nur, daß es sich bei dem Fahrzeug um einen goldfarbenen Rolls Royce handelte. Solch eine Karosse paßte nun wirklich nicht in diese triste Gegend.

Suko stoppte.

Er stieg von der Maschine, kickte den Ständer nach unten und öffnete den Reißverschluß der Jacke, bevor er langsam auf den goldenen

Rolls zuschritt.

Der helle Lichtbalken des Motorrad-Scheinwerfers fiel voll auf die getönten Seitenscheiben des Wagens. Die hinteren waren durch Vorgänge verdeckt. Vorn jedoch konnte der Chinese in den Schlitten hineinschauen.

Er war leer.

Trotzdem schaute Suko genauer nach. Er ging dabei in die Knie und preßte sein Gesicht fast gegen die Scheibe.

Nichts zu erkennen.

Einer Eingebung folgend, versuchte der Chinese es an der Tür.

Sie war offen.

Suko kam allerdings nicht mehr dazu, sich darüber zu wundern, denn aus dem Dunkel eines Hauseingangs löste sich eine riesige Gestalt.

Der Neger!

Vielleicht hätte Suko ihn gehört, wenn nicht weiter vorn Stimmen aufgeklungen wären, so aber kam der Blinde an den Chinesen heran…

***

Ich blieb stehen!

Hinter mir hörte ich die erschreckten Stimmen meiner beiden Begleiter. Schnell drehte ich den Kopf und zischte ihnen zu: »Keinen Schritt mehr!«

Dann schaute ich wieder auf meine Gegner.

Wie gesagt, sie hatten sich im Halbkreis aufgebaut. Gestalten, die nur schattenhaft zu erkennen waren. Als Ausgleich leuchteten ihre Augen um so heller.

Den Rolls sah ich nicht mehr. Wahrscheinlich war der Hüne damit weggefahren.

Die Absicht der Wesen war klar. Sie wollten uns nicht mehr entkommen lassen. Ich spürte die Aura des Schreckens, die von diesen Gestalten ausging. Nein, das waren keine Menschen mehr, höchstens Dämonen oder Besessene.

Und dann der Trommelwirbel.

Von überall her schien er zu kommen. Es war ein dumpfes, monotones Tam-Tam, das auf die Dauer verdammt störend wirken konnte und an den Nerven zerrte.

Es bewies mir auch, daß diese Gestalten noch Freunde hatten, die im Hintergrund lauerten.

Was war zu tun?

Ich schätzte die Entfernung zu meinem Bentley ab. Höchstens zehn Schritte, mehr nicht. Sollte und konnte ich es wagen, mich in den Wagen zu schwingen?

Es wäre eine Möglichkeit gewesen. Ich hätte dann bis dicht an die Treppe heranfahren können, um Glenda und Garry einsteigen zu

lassen. Ein verdammt risikoreiches Unternehmen, bei dem die Chancen mehr als schlecht standen.

Und sich zurückzuziehen, um auf Suko zu warten? Damit hatte ich das Problem nicht gelöst, mein Partner würde geradewegs in die Falle fahren.

Ich versuchte es anders. Wozu trug ich mein Kreuz bei mir?

Vielleicht sprachen die Wesen darauf an, obwohl ich da skeptisch war, denn ihre Magie schien, Gibsons Erzählungen nach zu urteilen, aus einem anderen Erdteil, Afrika, zu stammen.

Ein Versuch lohnte sich immer.

Ich holte das Kreuz hervor.

Wie immer war es für mich ein gutes Gefühl, wenn ich es in der Hand halten konnte. Irgendwie gab es mir Kraft und Sicherheit und nicht erst seit dem Zeitpunkt, als ich es mit seiner und der Hilfe des Bumerangs geschafft hatte, den Schwarzen Tod zu besiegen.

Jetzt wagte ich mich an die Figuren heran.

Gleichzeitig verstummte der Trommelwirbel.

Es wurde ruhig.

Näher und näher ging ich. Es war ein verrücktes Spiel, auf das ich mich da einließ, und die Gestalten rührten sich nicht. Sie ließen mich herankommen.

Warum?

Ich sollte schnell und drastisch erfahren. Bei einer Gestalt in der Mitte begannen sich plötzlich die Augen zu drehen. Sie wurden tatsächlich zu rotierenden Feuerrädern, und im nächsten Augenblick fauchte mir aus ihnen ein Flammenstrahl entgegen.

In einer Reflexbewegung riß ich mein Kreuz hoch. Ich spürte die Hitze noch an den Fingern, dann wurden die beiden Feuerzungen abgelenkt und wischten zu beiden Seiten meines Kopfes vorbei.

Die erste Attacke hatte ich geschafft.

Ich wurde mutiger.

Mit einem gewaltigen Sprung hatte ich die Gestalt erreicht, packte sie an den Schultern und fühlte eine Haut, die mich an trockenes Holz erinnerte.

So spröde und trocken. Sie knisterte und schabte sogar zwischen meinen Fingern.

Ich packte die Gestalt und drückte sie herum. Sie wehrte sich überhaupt nicht, und als ich ihr das Kreuz gegen die Stirn drückte, geschah etwas Seltsames.

Das Wesen fiel zusammen.

Unter meinen eigenen Händen bröckelte es mir weg und verging.

Nur etwas blieb übrig.

Die Augen!

Feurig anzusehen schwebten sie etwa in Kopfhöhe in der Luft und

wurden zu kleinen Flämmchen, die immer weiter brannten.

Die Gestalt hatte ich zwar zerstört, aber nicht deren Geist. Er lebte und existierte in der Flamme weiter.

Ich schlug mit meinem Kreuz nach den flammenden Augen.

Ohne Erfolg, ich traf einfach nicht. Die Flammen huschten blitzschnell weg. Dabei blieben sie immer dicht beieinander, hielten also den normalen Augenabstand.

Welch einem Rätsel war ich hier auf die Spur gekommen? Wieso starben diese zombieähnlichen Wesen?

Ich hatte keine Erklärung, griff mir aber den nächsten. Auch er wehrte sich nicht. Sein Körper zerbröckelte.

Die Augen lebten weiter.

Schon zwei Paare tanzten vor mir her, wischten wie Irrlichter auf und nieder und beobachteten mich.

Es war eine makabre Szene in dieser nächtlichen Straße von Soho.

Ich hatte so etwas noch nie erlebt. Da standen Zombies oder Dämonen, die sich nicht wehrten, wenn sie attackiert wurden. Ein Phänomen.

Noch etwas kam hinzu.

Obwohl die Augen aus Flammen bestanden, gaben sie praktisch kein Licht ab. Sie standen als leuchtende Fläche in der Luft, erhellten aber nicht die Umgebung.

Ich wollte endlich wissen, woran ich war und lief die Treppe hinunter. An Glendas und Garrys Gesichtern erkannte ich, daß auch sie nichts verstanden.

»Haben Sie eine Erklärung, John?« fragte mich Glenda.

»Nein«, sagte ich und stieß die Tür zur Kneipe auf. Einige Gäste hatten sich dicht dahinter befunden und wurden getroffen. Darum kümmerte ich mich nicht. Ich suchte den Wirt. »Mr. McMahon?«

»Ja, hier.« Er stand noch hinter der Theke.

»Haben Sie vielleicht leihweise eine Taschenlampe für mich?«

»Klar, können Sie kriegen.« Er wühlte unter der Theke herum und warf mir eine unterarmlange Stablampe zu, die ziemlich schwer und auch lichtstark war.

»Danke.« Ich ging wieder zurück.

Glenda und Garry hatten gewartet. Meine Sekretärin hielt mich am Ärmel fest. »Was haben Sie vor?«

Ich hob die Schultern. »Die Wesen möchte ich mir gern bei Licht betrachten.«

»Sind es denn keine Dämonen?«

»Das vielleicht. Aber eine ganz besondere Art. Und die will ich herausfinden.«

Glenda schwieg und schaute mir nach, wie ich die Stufen der Treppe hoch eilte.

Sie hatten sich noch immer nicht bewegt. Zwei waren ja von mir erledigt worden.

Blieben noch vier.

Wir würden sehen. Ich schaltete die Lampe ein. Der ziemlich breite Lampenstrahl traf den Boden, und ich ließ ihn höherwandern. Im nächsten Augenblick erfaßte er die erste Gestalt.

Hatte ich vorhin von Holz gesprochen, als ich die Haut anfaßte?

Ja, ich glaube. Und ich hatte mich in der Tat nicht getäuscht. Im Licht der Lampe sah ich, daß ich es hier mit einem hölzernen Wesen zu tun hatte. Einem lebenden hölzernen Wesen.

Kopf und Haut waren dunkel, fast schwarz. Aber deutlich konnte man die Rinde, dazu Einkerbungen und aufgerauhte Stellen erkennen. Ich zog die Beretta, zielte kurz und schoß.

Die Kugel zertrümmerte die Brust eines Wesen und trat am Rücken wieder aus. Als ich die Taschenlampe hob, konnte ich in das Loch hineinleuchten. Im nächsten Augenblick jedoch knisterte und knackte es, dann fiel das Wesen zusammen.

Nicht wie bei diesem Hünen. Dessen Arm war zwar auch durchschossen worden, aber er lebte weiter.

Die hier nicht.

Und wieder schwebte ein Flammenpaar in der Luft.

Der Geist war nicht zu töten.

Die drei anderen hölzernen erledigte ich mit meinem Kreuz. Jetzt schwebten sechs Augenpaare, also 12 Flämmchen, in der Luft. Auch sie hatten einen Halbkreis gebildet, fächerten aber sofort auseinander, als ich sie mit dem Kreuz berühren wollte.

Da war nichts zu machen.

Die große Gefahr allerdings schien mir erst einmal gebannt zu sein. So dachte ich.

Ich blieb am oberen Ende der Treppe stehen und winkte den beiden. »Los, hoch.«

Sie eilten zu mir.

»Wie war das möglich?« fragte Gibson. »Sind Sie ein Zauberer?«

»Dann würde ich uns wegzaubern.«

»Und jetzt?«

Ich legte den beiden meinen Plan offen. »Von diesen Wesen scheint uns keine Gefahr mehr zu drohen. Mein Vorschlag: Wir setzen uns in den Wagen und fahren ab.«

»Was ist, wenn Suko kommt?« fragte Glenda.

»Ich sage dem Wirt Bescheid. Er soll Suko dann zum Yard-Building schicken.«

Glenda war einverstanden. Nur Garry nicht.

»Was soll ich denn da?« fragte er.

»Eine Art Schutzhaft«, erklärte ich ihm.

Er grinste. »Diese komischen Gestalten sind doch harmlos.«

»Mal sehen.« Ich schaute mich um. Die Flammen tanzten über die Straße. Sie hatten Paare gebildet, die in der Luft standen und beobachteten. Manchmal veränderten sie sich auch. Dann wurden aus ihnen wieder Augen, die uns genau beobachteten.

Das war es, was mir nicht gefiel. Ich hatte ein verdammt ungutes Gefühl bei der Sache. Wir befanden uns unter Kontrolle, wurden gesehen, beobachtet. Deshalb wollte ich auch so rasch wie möglich verschwinden. McMahon war mit zwei Sätzen informiert. Dann kehrte ich wieder zurück. Den Schlüssel hielt ich bereits in der Hand. Nebeneinander schritten wir auf den Bentley zu. Aus der Bar traute sich keiner der Gäste raus. Die Leute standen noch unter dem Einfluß der vergangenen Ereignisse.

Ich schloß die Tür auf, ließ Garry in den Fond einsteigen und bedeutete Glenda, sich neben mich zu setzen. Ich rutschte auf den Fahrersitz.

Drei Türen schwappten ins Schloß.

Neben mir atmete Glenda auf. Sie lächelte erleichtert. Auch für sie war es kein Zuckerschlecken gewesen. Ich steckte den Zündschlüssel ins Schloß und drehte ihn.

Der Motor sprang augenblicklich an. Erster Gang, Gas, ich fuhr los. Dabei schielte ich aus dem Fenster, um nach den Flammen Ausschau zu halten.

Ich sah sie nicht mehr.

Dafür schrie Garry Gibson plötzlich auf, kaum daß wir zehn Yards gefahren waren.

Ich trat auf die Bremse, wandte den Kopf und erstarrte.

Garry Gibson, der Detektiv, wurde von vier kleinen Flämmchen umtanzt. Das Metall des Wagens hatte sie nicht daran hindern können, in das Innere einzudringen…

***

Es war wohl mehr Zufall, daß Suko die schattenhafte Bewegung in der Scheibe sah. Seine in zahlreichen Gefahren geschulten Sinne schlugen Alarm.

Er ging etwas in die Knie und kreiselte herum. Gleichzeitig stieß er seinen rechten Arm vor, traf etwas Weiches, brachte dadurch den Hünen aus dem Konzept, und dessen Schlag hämmerte gegen den oberen Türholm.

Das Material war wesentlich stärker als die Hand. Ein normaler Mensch hätte sie gebrochen. Nicht der Hüne mit den toten Augen.

Er schüttelte nur den Kopf und schlug Suko in den Magen.

Der Chinese glaubte, ihn hätte ein Pferd getreten. Der Schlag wuchtete ihn in den Rolls hinein. Suko schrammte noch an der

Türkante entlang, machte sich aber instinktiv klein und robbte auf die Beifahrertür zu, die er aufdrückte.

Und da waren plötzlich die beiden Augen.

Sie schwebten in der Luft, während an der anderen Seite der Hüne wartete und seinen flammenden Dolch hervorholte.

Suko saß in der Klemme.

Aber er tat das einzig richtige in seiner Situation. Er zog die mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta, zielte kurz und feuerte zweimal auf die Augen.

Sie waren schneller als die Kugeln, wischten zur Seite und gaben Suko gleichzeitig die Gelegenheit, aus dem Wagen zu klettern.

Mit dem Kopf zuerst fiel er dem schmutzigen Pflaster der Gasse entgegen, rollte sich ab, kam auf die Beine, steckte die Pistole weg und zog mit einer fließenden Bewegung die Dämonenpeitsche.

Wie der feurige Strahl einer Rakete zischte das flammende Augenpaar auf ihn zu.

Der Chinese hatte längst die drei Riemen aus der Peitsche fahren lassen und schlug einen Halbkreis.

Er streifte die Augen.

Da hörte er das Gebrüll des Hünen.

Während das Augenpaar hoch- und niedertanzte und dabei in der Bewegung an eine Konjunkturkurve erinnerte, wirbelte Suko herum. Er sah den Neger an der gegenüberliegenden Seite der Kühlerschnauze stehen. Der Kerl hatte beide Hände vor das Gesicht gerissen, und seine Finger verschwanden in den leeren Augenhöhlen, als würde er dort unsagbare Schmerzen verspüren.

Wieso?

Suko suchte nach einer Erklärung. Er konnte sich nur vorstellen, daß dieses Augenpaar in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Hünen bestand.

Der Chinese wolle die Sache beenden und flankte über die breite Motorhaube. Er stützte sich dabei mit den Händen ab, schwang die Beine herum und rammte sie gegen die Hüfte des Schwarzen.

Der fiel zurück und rutschte dabei an der Kante der Motorhaube entlang.

Suko schaute sich um, nachdem er sicher auf der Straße gelandet war. Die Augen waren noch da. Das Paar stand direkt über ihm.

Für Suko hatte es den Anschein, als wäre die Leuchtkraft schwächer geworden. Der Schlag mit der Dämonenpeitsche hatte diese Augen geschwächt.

Der Neger war noch immer groggy. Er taumelte über die Straße, stieß häßliche Laute aus, aber er dachte nicht daran, Suko noch einmal zu attackieren.

Da sah der Chinese, wie sich der Vorhang hinter den Seitenscheiben

im Fond des Wagens bewegte.

Suko machte die Probe aufs Exempel! Er riß die Tür auf.

Im selben Augenblick packte ihn das Entsetzen. Er sah etwas Ungeheuerliches, doch er kam nicht dazu, das Bild zu verkraften. Etwas traf ihn mit ungeheurer Wucht, hüllte ihn ein und zerstörte brutal sein Bewußtsein.

Leblos sank der Chinese neben dem Rolls Royce zusammen.

***

»John!« schrie Glenda. »Mein Gott, John. Tu doch was!«

Verdammt, und ob ich was tat. Ich hämmerte den Gurt los. Er rollte auf und war noch unterwegs, als ich schon das Schreien hörte.

Garry Gibson hatte es ausgestoßen.

Ich drehte mich auf dem Fahrersitz.

Es war grauenhaft. Keiner konnte Garry Gibson mehr helfen.

Sein Kopf brannte. Die kleinen tanzenden Flammen hatten ihn erfaßt. Gibson schrie auch nicht mehr. Er warf sich dafür zur Seite und öffnete die Tür, während aus seiner Haut kleine Flämmchen schlugen. Dann warf er sich auf die Straße und rannte davon. Von seinem Kopf aus zog er eine Flammenspur hinter sich her.

Glenda schluchzte. Auch ich hatte nichts gegen die Flammen machen können. Sie waren viel gefährlicher, als ich vorhin angenommen hatte. Die kamen überall hin. Für sie existierten keine Hindernisse, und das war das Schlimme.

Ich suchte sie.

Die Augen tanzten über die Straße. Sie schienen mich verhöhnen zu wollen, und plötzlich huschten sie auf uns zu und drangen durch die Scheibe.

Ich packte Glenda an der Schulter. »Raus aus dem Wagen!« schrie ich ihr zu.

Sie gehorchte automatisch und verließ den Bentley, wo wir nicht mehr sicher waren.

Aber wohin?

Zurück in die Bar wollte ich nicht. Wenn die Flammen uns verfolgten, brachte ich damit zu viele Unschuldige in Gefahr. Wir mußten uns irgendwo verkriechen oder verstecken, damit die verdammten Flammen uns nicht auffraßen.

Ich lief auf die andere Seite des Wagens, wo Glenda sich erhoben hatte und panikerfüllt um sich schaute. Ich faßte sie unter und zog sie mit.

»Was haben Sie vor?« schluchzte sie.

»Wir müssen weg.«

»Und Suko?«

Von ihm hatte ich noch nichts gesehen, er mußte jeden Augenblick

auftauchen. Ich beschloß, ihm entgegenzulaufen, damit mußten wir die Straße wieder hoch.

Doch wo steckte Garry Gibson?

Wir suchten nach ihm. Er war verschwunden. Vielleicht hatte er sich in irgendeinem Hinterhof verkrochen oder war dort tot zusammengebrochen. Wir würden ihn sicherlich finden.

Ich drehte mich des öfteren und hielt dabei nach den Flammen Ausschau. Bisher hatte ich noch keine gesehen. Nach dem Verlassen des Wagens hatten auch sie sich verzogen. Es lag auf der Hand, daß sie in mir einen Todfeind sahen. Schließlich hatte ich ihre Gastkörper zerstört. Das würden Sie mir nicht vergessen, und sie würden sicherlich versuchen, mich in ihre Gewalt zu bringen.

Doch wer leitete sie? Hatte Garry Gibson nicht von einem Afrikaner namens Ogabe gesprochen?

Er schien eine Schlüsselfigur in diesem Spiel zu sein, das ich überhaupt nicht durchschaute. Alles war so undurchsichtig, geheimnisvoll – und gefährlich.

Aber ich würde die Sache irgendwann verstehen. Vielleicht sogar noch in dieser Nacht, die für uns schon die Nacht der feurigen Augen geworden war. Leider konnte ich nicht so handeln und wirken, wie ich es mir vorgestellt hatte, denn Glenda befand sich bei mir. Für ihre Sicherheit hatte ich auch noch die Verantwortung zu tragen. Garry Gibson hatte ich nicht retten können. Die Flammen waren schneller gewesen als ich.

Ich faßte Glenda an der Hand. Für einen Moment hatten wir Ruhe. Wir liefen die Straße hoch und sahen bereits nach wenigen Schritten den Umriß des goldfarbenen Rolls.

Der Wagen fuhr in diesem Augenblick an. Er setzte sich lautlos in Bewegung, ich hatte allerdings niemand einsteigen sehen.

Wir blieben stehen.

»Der flieht«, sagte Glenda. »Ob wir jetzt aus der Gefahrenzone sind?«

»Nein«, sagte ich. Glenda wartete auf eine Erklärung, ich gab sie ihr. »Dieses Gebiet wird von den tanzenden Flammen beherrscht. Da bin ich mir sicher.« Ich streckte den Arm aus und führte ihn in einen Kreis. »Irgendwo lauern sie, haben sie Ihren Hort, und den muß ich finden.«

»Und ich?« Sie schaute mich aus ihren großen, dunklen Augen an, in denen die Furcht leuchtete.

»Ich möchte sehen, daß ich Sie nach Hause bringe.«

Glenda schüttelte den Kopf. »Nein, John. Da bin ich auch nicht sicher. Ich habe die Augen schließlich vor dem Fenster meiner Wohnung gesehen. Dabei weiß ich nicht einmal, wie sie dorthin gekommen sind. Sie müssen irgendwie Bescheid wissen und alles beobachten, eine andere Erklärung habe ich für dieses Phänomen

nicht.«
Da mußte ich Glenda recht geben – leider. Die Augen schienen stärker zu sein, als ich dachte. Während wir noch redeten, hörten wir wieder die Trommeln.
Dumpf, vibrierend.
Tam-Tam…
Glenda schauderte und preßte sich enger an mich, wobei sie sich ängstlich umschaute. »Die beobachten uns, geben sich durch die Trommeln Nachricht.«
Ich nickte. Wenn man nur wüßte, wo sie geschlagen wurden.
Auch durch genaues Hinhören war nicht festzustellen, aus welcher Richtung das Geräusch kam.
Es war eben überall. Diese Trommeln hatten uns regelrecht eingekreist.
Ich lächelte ein wenig hölzern. »Wir werden uns schon daran gewöhnen, Glenda.«
»Meinen Sie?«
»Es bleibt uns nichts anderes übrig. Kommen Sie, wir müssen weiter. Vielleicht sehen wir Suko.«
Auf ihn setzte ich einige Hoffnung. Wenn sich Suko an meiner Seite befand, waren wir um 100 Prozent stärker.
Doch diese Hoffnung wurde brutal zerstört.
Wir waren vielleicht zehn Schritte gegangen, als ich den Gegenstand am Straßenrand sah. Zuerst wollte ich es nicht glauben, Sekunden später aber wurde die Ahnung zur Gewißheit.
Am Rand der Gasse, dicht neben einer Hauswand, stand ein Motorrad. Sukos Harley.
»Oh Gott«, sagte Glenda nur.
Da hatte sie mir aus der Seele gesprochen. Ich trat an die Maschine heran. Klar, es war sein Motorrad, und neben ihm lag ein roter Sturzhelm. Den hatte Suko immer getragen. Aber noch etwas sah ich.
Die Dämonenpeitsche!
Einsam und verlassen lag sie auf dem Boden. Die drei ausgefahrenen Riemen berührten noch den Reifen des Hinterrads. Ich hob die Peitsche auf und stellte sie hoch. Die magischen Riemen rutschten wieder in den Griff.
»Was mag hier passiert sein?« flüsterte Glenda.
Ich konnte es mir schon vorstellen und blieb mit meiner Vermutung auch nicht hinter dem Berg. »Wahrscheinlich hat dieser Rolls Royce die Straße abgesperrt. Suko ist ihnen genau in die Falle gefahren, und er wird von dem Neger überwältigt worden sein. Den haben wir ja vor der Bar nicht mehr gesehen.«
»Ob er noch lebt?«
Ich schaute Glenda an. »Male den Teufel nicht an die Wand. Das

hoffe ich doch sehr.«
»Aber Garry ist ja auch…« Sie brach ab.
»Möglich, daß hier andere Faktoren eine Rolle spielten als bei Garry Gibson.«
»Das können wir nur hoffen.«
Ich suchte die unmittelbare Umgebung der Harley ab, fand aber keinen Hinweis auf unsere Gegner. Sie waren verschwunden. Der Rolls ebenso wie die Feueraugen.
»Was machen wir denn jetzt?« fragte Glenda. »Sollen wir nicht die Polizei benachrichtigen? Ich meine, die Kollegen könnten doch das Viertel hier durchsuchen.«
»Und dann?«
»Wie?«
»Wenn jemand stirbt, ich übernehme die Verantwortung nicht«, erklärte ich. »Die Polizisten sind schutzlos. Wenn es normale Gangster wären, dann ja, aber gegen die Flammen haben wir noch kein Mittel gefunden. Sechs Augenpaare, die Feuer speien können. Die setzen ganz Soho in Brand, wenn sie wollen.«
»Natürlich. Daran habe ich nicht mehr gedacht.«
»Wenn man nur wüßte, wo dieses Hauptquartier der Bande ist«, murmelte ich, wurde aber in meinen Gedanken unterbrochen, denn auf einmal waren die Augen wieder da.
Sie materialisierten sich buchstäblich aus dem Nichts und standen vor als auch hinter uns.
Glenda schrie leise auf und preßte sich an mich.
Ich schaute mich um.
Die verdammten Augen versperrten uns den Weg. Allein hätte ich vielleicht einen Durchbruch versucht; aber mit Glenda?
»Nehmen Sie doch Ihr Kreuz«, wisperte sie.
All right, ich versuchte es. In der rechten Hand hielt ich mein wertvolles Kruzifix. Als ich langsam auf die beiden Augen zuschritt, schwebten sie vor uns. Ich beobachtete sie genau. Noch rührten sie sich nicht. Als ich aber drei Schritte entfernt war, begannen die drei Augenpaare zu rotieren, und schockrote Feuerstrahlen zischten uns entgegen.
Ich warf mich zu Boden und riß Glenda mit, so daß die Strahlen uns beide nicht berührten.
Sofort waren wir wieder auf den Beinen. Mit der linken Hand hielt ich Glenda fest, in der rechten hatte ich das Kreuz, und dann hetzten wir quer über die Straße auf einen Hauseingang zu, wo wir uns gegen die Wand warfen und stehenblieben.
Die Augen kamen. Sie verfolgten uns, wollten ihre sicher geglaubten Opfer nicht mehr loslassen.
Ich drückte Glenda das Kreuz in die Hand und probierte eine andere

Möglichkeit. Mit der Dämonenpeitsche schlug ich einmal einen Kreis über den Boden, so daß die drei Riemen aus der Öffnung fielen. Die Peitsche war eine schwarzmagische Waffe, und mit Schwarzer Magie hatten wir es hier zu tun.

Ich deckte Glenda mit meinem Körper ab, als ich meinen rechten Arm schlagbreit erhob.

Die Augen bildeten eine glühende Wand. Ich wartete noch ein paar Sekunden, dann schlug ich zu.

Die drei Riemen pfiffen durch die Luft. Vielleicht hätte ich noch etwas warten sollen, denn ich traf die Augen nicht voll, sondern streifte sie nur außen. Aber ich durchbrach ihre Angriffsformation.

Plötzlich begannen sie zu tanzen, zuckten hoch und nieder, und ein Auge traf ich.

Einer der Riemen klatschte voll dagegen. Die Wirkung war frappierend. Plötzlich sprühte das Auge wie eine Wunderkerze auf. Ein glühender Regen ergoß sich auf die Straße, und ich vernahm einen gequälten, verwehenden Schrei.

Dann zuckte das Auge, als würden Stromstöße es treffen. Plötzlich war es verschwunden.

Ich schlug zum zweitenmal zu.

Diesmal reagierten die Augen, sie wichen vorher zurück. Elf feurige Punkte waren es nur noch, denn einen hatte ich mit der Peitsche erledigt.

So ganz hilflos waren wir doch nicht.

»Die Dämonenpeitsche schafft es!« flüsterte Glenda. »Sie schafft es wirklich.«

»Dämpfen Sie Ihre Freude«, sagte ich. »Wir müssen erst einmal hier weg.«

»Das Haus!«

Glendas Idee war gut. Diese Buden in Soho waren zwar uralt, aber es gab dort Verstecke in Winkeln und Gängen. Sie standen praktisch miteinander in Verbindung. Deshalb hatten Gangster auch hier immer ihre idealen Fluchtwege gefunden.

»Ist die Tür offen?« fragte ich.

Glenda versuchte es. »Ja.«

Ich warf noch einen letzten Blick auf die elf in der Luft tanzenden Augen.

Sie hielten im Moment Ruhe. Mein Treffer schien sie durcheinandergebracht zu haben.

Um so besser.

Glenda Perkins drückte die Tür auf. Sie betrat als erste den stockdunklen Flur und stolperte über irgendeinen Gegenstand, der auf dem Boden herumlag.

Ich drückte die Tür zu. »Bleiben Sie stehen!« flüsterte ich und suchte

nach meiner Bleistiftlampe, die ich immer bei mir trage.

Ich hatte fünf Finger in der Tasche, als es geschah. Die Hand kam irgendwo aus dem Dunkel, wühlte sich in mein Haar, riß mich hart zurück, und im nächsten Augenblick fühlte ich etwas Kaltes an der Kehle.

Die Klinge eines Messers!

***

Ich blieb stocksteif stehen und dachte in diesen Momenten nicht an mich, sondern an Glenda, die sich irgendwo vor mir in der Dunkelheit befand.

Säuerlicher Schweißgeruch stieg mir in die Nase. Nach Nikotin riechender Atem wehte in meinen Nacken, und ein angezogenes Knie drückte hart in meinen Rücken.

»John!« hörte ich Glendas wispernde Stimme. »John, wo stecken Sie denn?«

Ich gab keine Antwort, denn der Kerl hinter mir verstärkte den Kniedruck, das reichte als Warnung.

»John, bitte!«

Schritte. Glenda ging jetzt zurück. Vorsichtig, tastend.

Bis eine Taschenlampe aufblitzte. Vorsichtig zerschnitt ein breiter Streifen die Dunkelheit, wanderte über die Wand, wo die Reste grünlich schimmernder Fliesen klebten, und traf Glenda Perkins, die abrupt stehenblieb, als sie geblendet wurde.

Jemand lachte. Es war der Kerl, der die Taschenlampe hielt. Dann sagte er: »Wen haben wir denn da?«

Klang und Dialekt nach zu schließen, waren wir Soho-Muggern in die Hände gefallen. Verbrecher – meist jugendlich –, die von Raub, Totschlag und Überfällen lebten und sich in die schmutzigsten Viertel verkrochen. London wurde immer gefährlicher.

Und ausgerechnet wir mußten solchen Muggern in die Arme laufen. Wahrscheinlich hatten sie uns schon eine ganze Weile beobachtet, aber nicht eingegriffen, um erst einmal einen günstigen Moment abzuwarten. Der hatte sich ergeben.

Leider wußte ich auch nicht, wie viele es waren. Zwei hatte ich bemerkt. Meist jedoch steckten die Mugger in Banden zusammen, und sicherlich diente dieses verdammte Haus als Unterschlupf für eine dieser Banden.

Daß die brennenden Augen die Mugger nicht attackiert hatten, ließ auf eine Einigung zwischen den Parteien schließen. Da hatte sich der eine an den anderen gewöhnt.

Der Lichtstrahl wanderte an Glendas Körper hoch. »Mensch!« sagte der Typ, der die Lampe hielt. »Die Puppe ist ja ein Festtagsschmaus für uns.«

Der Kerl hinter mir kicherte. »Aber laß mir auch noch etwas übrig. Soccer.«

»Sicher doch.« Soccer ging vor und schnappte nach Glendas Handgelenk. »Komm zu mir, Puppe!«

Glenda fiel gegen ihn, als er sie hart an sich riß. Der Kerl lachte.

Ich sah ihn im Widerschein der Lampe. Er trug dunkle Kleidung, hatte eine Wollmütze auf dem Kopf und in seinem Hüftgürtel allerlei Waffen stecken.

»Okay, Les«, sprach er den hinter mir stehenden Mann an. »Wir können jetzt.«

»Soll der Scheißer hier zusehen?« kicherte Les hinter mir.

»Na klar, und dann schmeißen wir ihn auf den Friedhof, wo er krepieren kann.«

Friedhof? Welcher Friedhof war gemeint? Ich hatte keine Ahnung, war aber gespannt. Ich entspannte mich, als ich eine Galgenfrist bekam.

»Rühr dich nur nicht!« zischte Les hinter mir.

Ich dachte auch nicht daran. Schließlich war ich nicht lebensmüde.

Soccer drehte Glenda herum. Den linken Arm hatte er um ihre Kehle gelegt, in der rechten hielt er nach wie vor die Lampe, mit er er an Glenda vorbeileuchtete. Der breite Strahl fiel auf eine Treppe, die so brüchig aussah, daß man Angst haben konnte, sie zu betreten. Ein Geländer war im unteren Teil überhaupt nicht mehr vorhanden. Nur oben entdeckte ich einige Fragmente.

Les und ich blieben noch stehen, während Soccer mit Glenda schon die ersten Stufen hochschritt. Sie ächzten und knarrten, doch sie hielten das Gewicht der beiden aus.

Da bis jetzt kein weiterer Kerl aufgetaucht war, rechnete ich damit, daß wir es nur mit zwei Muggern zu tun hatten. Die waren zwar auch verdammt gefährlich, aber mit ihnen konnte ich unter Umständen fertig werden.

»Hast du Angst?« keuchte der Knabe hinter mir.

»Vielleicht.«

»Sag nicht vielleicht, du hast Schiß. Warum bist du überhaupt hergekommen?«

»Verlaufen.«

Der Mugger lachte. »Lüg nicht. Ihr seid mit dem Bentley gekommen. Gutes Modell wirklich, wenn auch schon etwas älter. Aber den kann man noch zu Geld machen. Egal, wie ihr hergekommen seid. Ein Fehler war es auf jeden Fall.«

»Steht ihr mit den Augen in Verbindung?« fragte ich.

Er schwieg.

»Hast du Angst davor?«

»Nein, sie tun uns nichts. Du fragst wie ein Bulle. Bist du einer?«

»Kann sein.«
»Du hast ‘ne Kanone, wie?«
Ich schwieg, weil ich enttäuscht war. Ich hatte schon damit gerechnet, daß der Kerl meine Beretta vergessen würde. Dem war nicht so.
»Ja, du hast eine!« flüsterte er. »Aber bilde dir nur nicht ein, daß du sie gebrauche kannst. Und wenn du ein Bulle bist, macht es mir um so mehr Spaß, dich verrecken zu sehen. Mein Bruder ist nämlich von einem wie du es bist umgebracht worden.«
»Bestimmt nicht ohne Grund.«
»Nee, er hatte eine Geisel. War zufällig ein Kind…«
Mir kam die Galle hoch. Verdammt, wenn dieser Kerl ebenso gefährlich war wie sein Bruder, dann stand uns noch einiges bevor.
Mit Schrecken dachte ich an Glenda.
Sie war mit Soccer auf dem ersten Absatz stehengeblieben und hatte sich dort umgedreht. Der Mugger leuchtete die Stufen hinab.
»He, Les, ihr könnt kommen!«
»Okay.« Les nahm das Knie aus meinem Rücken. »Geh nur vorsichtig weiter, Bulle. Die Klinge bleibt an deiner Kehle. Wenn ich merke, daß du Mist machen willst, dann geht es sssssit, und du bist nicht mehr. Klar?«
»Kapiert«, sagte ich rauh. Was war das nur für ein Mensch hinter mir. Eine noch junge Stimme, und der Typ war verdorben bis in die Knochen. Soho brachte wirklich den Abschaum hervor.
Ich machte steife Schritte und hütete mich auch, mich irgendwie falsch zu bewegen, denn ein Ruck nur, und die Klinge hätte meine Kehle durchschnitten. Angeritzt war die Haut sowieso schon. Ein dünner Blutfaden lief feucht am Hals entlang und versickerte in meinem Hemdkragen.
Unter meinen Füßen knirschte der Dreck. Dieses unter Umständen leerstehende Haus war als Mülleimer benutzt worden.
Hier hatten die Leute ihren Unrat reingekippt.
Bis zum Beginn der Treppe ging alles gut. Vor der ersten Stufe blieben wir stehen. Der breite Scheinwerferstrahl fiel als heller Teppich bis an meine Fußspitzen.
Jetzt erst sah ich richtig, wie zerstört die Treppe eigentlich war.
Jeden Moment konnten Stufen brechen, so glaubte ich.
Les schien meine Gedanken erraten zu haben, denn er lachte auf.
»Keine Sorge, die Treppe hält noch. Die ist die letzten Jahre nicht eingestürzt, warum sollte sie heute?«
Ich war nicht so überzeugt, enthielt mich aber einer Antwort und betrat die erste Stufe. Dabei schielte ich nach unten, und mein Blick traf zwangsläufig die Klinge. Sie war ziemlich breit und erinnerte mich an die Messer, die auch von Fallschirmjägern getragen wurden.

Zudem war sie beidseitig geschliffen, und das Licht der Lampe warf blitzende Reflexe auf den Stahl.

Les hatte das Messer ein wenig von meinem Hals weggenommen. Ich spürte keinen direkten Hautkontakt mehr. Aber auch so war die Gefahr noch groß genug. Les brauchte die Klinge nur eine Fingerbreite zu sich heranzuziehen, dann hatte er meine Kehle durchtrennt. Ich fragte mich, wie er es schaffen wollte, mir das Messer an die Kehle zu drücken, wenn wir die Stufen hochgingen.

Das gleiche Problem hatte er auch. Plötzlich war die Klinge verschwunden. Dafür spürte ich sie genau an der Wirbelsäule und diesmal mit der Spitze, nicht mit der flachen Seite.

Meine Chancen waren gestiegen. Vielleicht hätte ich schon etwas versucht, wenn da nicht Soccer gewesen wäre, der Glenda in seinem Würgegriff hielt.

»Denk nur nicht, du könntest dir einen Trick einfallen lassen«, flüsterte Les hinter mir. »Denn dann bricht Soccer der Kleinen das Genick. Verlaß dich drauf.«

Ich glaubte es ihm unbesehen.

Es blieb mir also nichts anderes übrig, als die wackligen Stufen hochzusteigen.

Wie schlecht sie waren, merkte ich schon bald. Die Treppe schwankte unter unserem Gewicht, sie wurde immerhin von zwei Personen belastet. Auch der obere Teil des Geländers wackelte und gab dabei Laute von sich, die mich an das Stöhnen eines Menschen erinnerten. Staub rieselte zu Boden, nachdem er zuvor von unseren Schuhen hochgewirbelt war. Ich sah die unzähligen Partikel im Licht der Taschenlampe funkeln.

Stufe für Stufe ging ich höher, immer noch den Druck der Messerspitze im Rücken spürend.

Les lachte. »Bist ja brav, Bulle!« Anscheinend hatte er mich doch in die Kategorie der Polizisten eingereiht, obwohl er sich vorhin nicht sicher gewesen war.

Manchmal hob Soccer die Lampe ein wenig an. Dann traf die helle Lanze mein Gesicht und blendete mich. Er machte das sehr geschickt, denn wer nichts sah, konnte auch nicht angreifen.

Die Treppe hielt in der Tat. Als wir den ersten Absatz erreichten, zog sich Les mit Glenda zurück und schleifte sie die nächsten Stufen hoch.

Diese wirkten etwas stabiler. Zwar hatte auch hier der Zahn der Zeit kräftig genagt, aber es hing doch nicht so viel in Fetzen herunter wie beim ersten Teil.

Wir gelangten in einen Flur.

Drei Räume zählte ich. Zwei davon besaßen keine Türen mehr.

Die Eingänge gähnten wie dunkle Löcher, durch die der Wind pfiff, da es in den Fenstern der Wohnungen sowieso keine Scheiben gab.

Ein Raum jedoch besaß eine Tür. Und die war nur angelehnt, so daß Soccer sie auftreten konnte. So heftig, daß sie bis gegen die Wand knallte und ein mürrischer Ruf ertönte.

»Ihr Penner!«

»Halt dein Maul, Alter, sonst schnitze ich dir ein Brandzeichen in deine Figur.«

Ich überlegte. Es gab also noch einen dritten Mann. Und der mußte älter sein, als die beiden Mugger.

Soccer zog Glenda in den Raum und schleifte sie sofort bis an die Wand neben dem noch heilen Fenster.

Ich bekam einen Tritt in die Kniekehlen, konnte mich aber fangen und blieb auf den Beinen, aber immer noch das verdammte Messer im Rücken spürend.

Soccer hatte seine Taschenlampe auf die Fensterbank gelegt, so daß der Strahl genügend Licht gab.

Ich befand mich in einem Raum ohne Tapeten. Nackte, kahle Wände. Ein schmutziger, mit Flaschen, Kippen und Papier übersäter Fußboden, zwei Schlafstellen, alte Matratzen, und eine wacklige Kommode, wo eine Lampe ohne Schirm stand, die aber nicht brannte.

Die beiden Lager gehörten wohl den Muggern. Der Alte, er stank nach billigem Fusel, lag im toten Winkel neben der Tür und hatte sich jetzt halb aufgerichtet. Er trug einen verbeulten Hut, unter dessen Krempe hinweg er auf Glenda Perkins schielte.

Wahrscheinlich hatten die drei den Raum genommen, weil er noch eine heile Fensterscheibe besaß. Hinter dem Fenster lag sicherlich ein schmieriger Hof. Erkennen konnte ich nichts, dafür war es zu dunkel.

»Was sagst du, Alter?« lachte Soccer. »Habe ich da nicht ein hübsches Täubchen angeschleppt?«

»Klar.« Der Mann lispelte.

»Und der Kerl hier ist ein Bulle«, sagte Les in meinem Rücken.

»Dann mach ihn doch fertig!«

»Keine Bange, das läuft schon. Erst einmal kommt die Süße dran. Du kannst ja zusehen, Alter. So etwas Schnuckeliges hast bestimmt lange nicht mehr vor die Glotzer gekriegt.«

»Nee, nee.« Der alte Säufer lachte.

Soccer stieß Glenda an, die sich nicht zu rühren gewagt hatte. Sie zitterte vor Angst, war aber stehengeblieben. Jetzt prallte sie an die Wand.

»Zieh dich aus!« sagte Soccer.

Glenda schüttelte den Kopf.

Soccer hob die Augenbrauen, dann sprang er vor und schlug Glenda mitten ins Gesicht.

Meine Sekretärin schlug mit dem Kopf gegen die Wand und begann zu schluchzen.

In mir kochte es. Die Wut stieg hoch wie eine Lohe. Am liebsten hätte ich durchgedreht, aber Les, dieser linke Hund, kannte die Regeln sehr genau.

Er stieß mir die Messerspitze durch die Kleidung, bis ich sie auf der nackten Haut spürte.

Verdammt, das war hart.

Glenda Perkins hatte sich wieder gefangen. Ich sah zwar Tränen in ihren Augen glitzern, ansonsten wirkte sie gefaßt. Sie durfte jetzt nicht durchdrehen, sonst machten die Kerle ihr Vorhaben wahr und brachten sie um.

»Den Mantel aus!« blaffte Soccer. Er zog jetzt ebenfalls ein Messer, aber keine feststehende Waffe, sondern eine, die auf Druck hin aus dem Griff sprang. Dann spielte er lässig mit ihr, warf sie hoch und fing sie am Griff geschickt wieder auf.

Les hechelte: »Ja, mein Freund Soccer kann mit dem Ding umgehen. Der ist ein Künstler.«

Les hatte verkehrte Vorstellungen von Kunst, und Glenda zog ihren Mantel aus.

Sie trug einen dunklen Pullover und einen karierten Rock im Schottenmuster. Der Pullover besaß einen weit geschnittenen Rollkragen, lag ansonsten jedoch eng an, und Glendas hübsche Figur zeichnete sich deutlich unter der Wolle ab.

»Ohhh«, stöhnte Soccer nur, »das ist ja besser als ich dachte.«

Ich schluckte an meiner Wut. Diese Demütigung konnte ich nicht mit ansehen.

»Ruhig, Bulle, nur ruhig!« sagte Les hinter mir.

»Keine Angst«, knurrte ich rauh.

»Nun den Rock«, verlangte Soccer.

Glenda schaute mich an. Ich sah das Flehen in ihrem Blick und preßte die Lippen hart aufeinander.

Auch sie schien zu merken, was in mir vorging und lächelte plötzlich, obwohl es ihr verdammt schwerfallen mußte.

Glenda öffnete den Gürtel, warf ihn aber nicht weg, sondern behielt ihn in der Hand. Der Reißverschluß des Rocks befand sich an der Seite. Mit spitzen Fingern tastete Glenda danach und zog ihn nach unten. Etwas Helles blitzte in dem Spalt auf.

Der Stoff des Slips.

Hinter mir hörte ich Les schneller atmen. Und auch sein Kumpan Soccer hatte einen anderen Blick bekommen. Gieriger. Der Mund stand halb offen. Er riß seine Mütze vom Kopf und schleuderte sie zu Boden. Dann zog er die Jacke auf.

Der Rock rutschte an Glendas langen Beinen nach unten. Sie trug noch ihre Stumpfhose und den Pullover.

»Los, zieh den Pulli aus!« verlangte Soccer. Seine Stimme klang

heiser. Er stand wirklich unter Strom.

Glenda ließ die Arme sinken und umfaßte den Rand des Pullovers.

Die Spannung verdichtete sich. Ich spürte, wie Les hinter mir zitterte.

Schon längst hatte ich die Muskeln gespannt. Ich würde eingreifen, egal, was geschah.

Und dann sah ich plötzlich zwei helle Punkte vor dem Fenster.

Die Augen!

***

Nicht nur ich hatte sie gesehen, auch der Alte. Er kreischte los. »Die Augen, sie sind wieder da. Am Fenster, seht!« Er begann zu schreien und zu trampeln.

Soccer schaute hin. Und auch Les. Ich bemerkte es daran, daß er sich bewegte. Der Druck der Messerspitze war auf einmal nicht mehr so stark wie zuvor.

Da riskierte ich es.

Ich wirbelte herum, winkelte gleichzeitig meinen rechten Arm an und warf mich auch zur Seite.

Ich hörte Les' überraschten Schrei, und im nächsten Augenblick überstürzten sich die Ereignisse…

***

Als Suko erwachte, verspürte er am gesamten Körper die Schmerzen. Er hatte das Gefühl, als hätte ihn jemand in eine viel zu enge Röhre gepreßt, die jetzt überall drückte.

Vorsichtig öffnete er die Augen.

Dunkelheit.

Im ersten Augenblick bekam er Angst, in irgendeiner Kiste oder sogar einem Sarg zu liegen, dann jedoch erkannte er, daß es doch nicht so dunkel war. Ein schwacher grauer Schein fiel in das Innere seines Gefängnisses, so daß Suko Umrisse und Konturen ausmachen konnte. Wenn er den Blick etwas hob, sah er nicht nur einen helleren Himmel, sondern auch eine steil neben ihm aufragende Rückenlehne. Das brachte ihn zurück in die Wirklichkeit, und er begann, sich auch an die vergangenen Dinge zu erinnern.

Suko war nach dem Anruf losgefahren, hatte den Rolls entdeckt, den Hünen mit dem Flammendolch und den glühenden Augen, hatte gegen ihn gekämpft und war danach bewußtlos geworden, wobei er zuvor eine schaurige Gestalt gesehen hatte.

In einem Wagen sitzend.

Und er befand sich ebenfalls in einem Fahrzeug. Sollte es das gleiche sein?

Das wollte Suko wissen und sich aufrichten.

Der Chinese erlebte die zweite Enttäuschung. Man hatte ihn gefesselt. Jetzt erst, als er sich darauf konzentrierte, merkte er, wie

bewegungsunfähig er doch war. Ausgerechnet dünne Drähte waren um seine Hand- und Fußgelenke gewickelt. Die bekam man ohne fremde Hilfe nicht auf. Mit anderen Worten, Suko ergab sich in sein Schicksal.

Aber seine Bewegungen waren gesehen worden. Jemand lachte auf. »Da sind Sie ja wieder.« Dann rieb Stoff gegen Stoff, Füße schleiften leicht über eine Matte, und einen Augenblick später erhellte das Licht einer kleinen Leselampe den Fond des Rolls Royce.

Im ersten Augenblick schmerzte das Licht, doch Suko gewöhnte sich schnell daran. Er sah neben sich ein Paar Beine, die von scharf gebügelten Hosen verdeckt wurden. Dann beugte sich die Person vor und schaute Suko ins Gesicht.

Der Chinese hatte das schreckliche Monster erwartet, wurde aber enttäuscht. Ein elegant gekleideter Neger lächelte ihn an, wobei seine Augen kalt blieben.

»Wer sind Sie?« fragte Suko.

»Mein Name ist Ogabe.«

»Hm«, machte Suko und zermarterte sich vergebens sein Gehirn, ob ihm dieser Name etwas sagen mußte. Er tat es aber nicht. Mit Ogabe konnte er nichts anfangen.

Der Schwarze, dessen Kopf dunkel aus dem weißen Hemdkragen ragte, fragte: »Sie wissen also nichts?«

»Nein.«

»Aber Sie sind uns in die Quere gekommen.«

»Dabei muß es sich wohl um einen Zufall gehandelt haben, Mr. Ogabe. Ich habe mit Ihnen und Ihren Geschäften nichts zu tun. Tut mir leid, war wohl eine Verwechslung.«

»Das glaube ich nicht. Wie heißen Sie?«

Suko sagte seinen Namen.

Auch Ogabe konnte damit nichts anfangen. Er wurde etwas unsicher, doch dann vereiste sein Gesicht. »Nein, Mr. Suko, so leicht lasse ich mich nicht auf den Arm nehmen. Sie haben etwas mit der Sache zu tun. Vielleicht nicht bewußt, aber ich habe Sie kämpfen sehen. Dies mit Waffen, die mehr als nur ungewöhnlich waren. Man kann sie durchaus als wirksam gegen gewisse Kräfte bezeichnen, und das stimmt mich sehr, sehr mißtrauisch. Nicht wahr, Gali?«

Mit Gali war der Hüne gemeint, der hinter dem Steuer hockte.

Jetzt drehte er sich halb, und Suko sah seine schockroten Feueraugen. »Wir sollten ihn uns genau ansehen, Meister.«

»Das werden wir auch.«

Suko spielte nach wie vor den Ahnungslosen. »He, was soll das alles? Laßt mich in Ruhe. Ich will wieder zurück.«

»Ein Zurück wird es für Sie nicht mehr geben«, machte Ogabe dem Chinesen klar. »Höchstens in Awambas Reich.«

»Und wer ist Awamba?«

»Du wirst ihn noch sehen.« Mehr sagte Ogabe nicht. Er gab Gali den Auftrag, auszusteigen und Suko aus dem Wagen zu schaffen.

Der Hüne verließ den Rolls. Als er die Tür öffnete, drang kalte Luft in die Karosse. Auch Ogabe stieg aus. Suko blieb allein zurück.

Nur zwei Sekunden, dann wurde die Fondtür geöffnet und der Neger erschien wieder.

Seine kräftigen Hände griffen in Sukos Achselhöhlen und schleiften den Gefesselten nach draußen. Hart schlug der Chinese mit den Hacken auf. Da Suko seinen Kopf bewegen konnte, schaute er sich erst einmal um.

Trotz der Dunkelheit sah er die tristen Mauern, die ein Hofgeviert umschlossen. Aber er sah noch mehr. Fast hüfthohes Unkraut und verwilderte Sträucher. Sie hatten sich hier ausbreiten können und überwuchsen zahlreiche alte Grabsteine, die zum Teil schief im Boden standen und deren Gestein verwittert war.

Das war eine echte Überraschung, denn damit hatte der Chinese nun nicht gerechnet.

Dann befand er sich auf einem Friedhof. Aber wo lag der? In einem Hinterhof? Zwischen alten, verdreckten und verrußten Hausfassaden? Das war ein Ding. Suko hatte ja schon viel erlebt, so was allerdings noch nicht.

Sollte er sich vielleicht gar nicht mehr in Soho befinden? Hatte man ihn weggefahren?

Dagegen sprach eigentlich der Hinterhof, und als Suko jetzt weitergeschleift wurde, sah er auch das tunnelartige Loch der Einfahrt, durch die der Rolls in den Hof gefahren war.

Von Ogabe war nichts mehr zu sehen. Er war schon vorgegangen. Gali hielt Suko noch immer fest. Er schleifte den Chinesen, der wirklich nicht leicht war, wie eine Feder.

»He, du Büffel, wo bringst du mich eigentlich hin?« wollte Suko wissen.

Keine Antwort.

Dafür ging Gali schneller. Sukos Schuhe hackten über den rauhen Boden, bis der Neger dicht vor einer Treppe hielt, die neben der Rückwand des Hauses in die Tiefe führte.

Am Ende der Treppe mußte sich ein Loch oder eine offenstehende Tür befinden, denn von dort fiel Licht nach draußen. Suko befürchtete, daß ihn dieser Gali die Stufen hinunterwerfen könnte, doch er erbarmte sich und hob den Chinesen hoch, um ihn sich dann über die Schulter zu schleudern.

Dort blieb Suko erst einmal liegen. Seine Beine pendelten am Rücken des Negers, die Arme und der Kopf in Höhe der Brust.

Suko schaukelte, als der Kerl mit ihm die Treppe hinunterschritt.

Unten befand sich im rechten Winkel zur Treppe eine Tür. Bis zum Anschlag stand sie offen. Durch sie fiel auch der Lichtschein.

Gali und Suko betraten einen fast leeren Kellerraum, in dem es muffig stank. Nur an einer Wand lagen ein paar Bretter, die vor sich hinfaulten. Sie reichten fast bis an das schmale Fenster hinauf, das mit einer lichtdurchlässigen Eisenklappe gesichert war.

Gali mußte den Kopf einziehen, so niedrig war die Decke. Er dachte auch nicht mehr daran, Suko zu tragen, sondern bückte sich und ließ den gefesselten Chinesen von seiner Schulter rutschen.

Suko zog den Kopf ein und milderte seinen Fall somit ein wenig ab.

Gali lachte nur.

Gebückt ging er weiter auf eine dunkle Tür zu. Er zog sie einen Spalt auf, und sofort quollen grünliche Dämpfe durch die Öffnung.

Sie stanken erbärmlich, rochen nach Moder, Schwefel und fremdartigen Gewürzen, so daß Suko husten mußte.

Da es still war und der hünenhafte Neger auch nichts sagte, vernahm Suko die gutturale Stimme aus dem anderen Raum. Sie sagte etwas, das der Chinese nicht verstand, dafür aber Gali. Er drehte sich um, ging auf Suko zu, umfaßte wieder seine Achselhöhlen und schleifte ihn auf die spaltbreit geöffnete Tür zu.

Kurz davor blieb er stehen, winkelte sein rechtes Bein an, klemmte seinen Fuß in den Spalt und öffnete die Tür ganz.

Suko wurde in eine völlig andere und fremdartige Welt geschafft, in eine regelrechte Alptraumlandschaft. Er sah sich in den Fieberdschungel Afrikas versetzt.

In großen Trögen und Behältern wuchsen exotische Bäume und Gewächse. Fast bis zur Decke reichte das Schilf. Lianen und andere Pflanzen waren miteinander verflochten. Es herrschte ein feuchtwarmes Treibhausklima, und grünweißes Licht strahlte aus den Scheinwerfern an der Decke des Raumes.

Aus irgendwelchen Gefäßen strömte der grüne Qualm, dessen ätzender Geruch so sehr Sukos Atemwege malträtierte.

Der Chinese wurde weitergezogen. Es gab einen Weg, der von der Tür direkt zum Ziel führte.

Ziel?

Ja, ein Ziel war vorhanden.

Der Opferplatz!

Er befand sich inmitten des Dschungels und nahm eine kreisrunde Form ein.

In der Mitte stand ein dunkler Totempfahl, der weder bemalt noch beschnitzt war, aber einzigartig in seinem glatten, polierten Holz. Nur an der Spitze war er verändert.

Dort zeichneten sich die Umrisse eines Auges ab, das etwa fünfmal so groß war wie das eines Menschen.

Der Hüne ließ Suko los. Auf dem Boden blieb der Chinese liegen, umwallt von den grünlichen Rauchwolken. Er lag jedoch so, daß er den Totempfahl anschauen mußte.

Dieser Ogabe hatte von Awamba gesprochen. War der Totempfahl mit Awamba identisch?

Suko glaubte fest daran, daß er bald eine Antwort bekommen würde. Und zwar von Ogabe.

Noch sah er ihn nicht. Der Schwarze schien sich irgendwo verborgen zu halten. Da auch der Hüne nicht mehr zu sehen war, konnte Suko die Stille fast körperlich fühlen.

Eine Weile verging. Der Chinese hatte Zeit und Muße, sich an die neue Umgebung zu gewöhnen.

Er hatte sich schon in schaurigeren Verliesen befunden. Dieses hier war zwar fremdartig, aber es flößte ihm keine direkte Furcht ein.

Und dann hörte er Schritte. Hinter sich.

Leider konnte Suko sich nicht drehen, weil er gefesselt war.

Gleichzeitig mit den Schritten klang der dumpfe Trommelwirbel auf.

Tam-Tam…

Zuerst war Suko zusammengezuckt, dann hatte er sich gefangen und wollte schauen, wie es nun weiterging.

Er kam.

Ogabe oder Awamba?

Suko wußte es nicht. Er merkte nur den Schatten, der plötzlich über ihn fiel, weiterwanderte, und im nächsten Augenblick stand Ogabe vor ihm.

Der Chinese hob den Blick.

Schon beim erstenmal hatte er sich erschrocken, und auch diesmal traf ihn der Schock, denn die Gestalt war so schrecklich anzusehen, daß Worte zur Beschreibung fast versagten…

***

Es mußte einfach Ogabe sein, denn die Körpergröße stimmte. Nur das Äußere hatte sich verändert. Ogabe war ein anderer geworden – ein Dämon. Er war Awamba!

Er trug jetzt ein nilgrünes Gewand, das aussah, als wäre es aus Schilf hergestellt worden. Bis zum Hals besaß er die normale menschliche Körperform. Was dann jedoch kam, war das reine Grauen.

Sein Kopf war nur noch ein grünliches, schleimiges, hin- und herzuckendes Gebilde, das wie mit Fett eingerieben glänzte, Blasen warf, die zerplatzten und eine stinkende Flüssigkeit absonderten. In diese wie Teig wirkende Masse hatte jemand die Augen gesteckt.

Sechs verteilten sich halbkreisförmig auf der Vorderseite des Schädels, und jedes Auge glühte wie ein Gruß aus der tiefsten Hölle. Sie waren in dauernder Bewegung, rotierten, wechselten ihren Platz,

drückten sich einmal nach oben, dann zur Seite oder wieder nach unten. Nie kam ein Auge mit dem anderen in Berührung, als würden alle sechs von einem wahren Meister gelenkt werden.

Das also war des Rätsels Lösung – oder?

Vor dem Pfahl blieb Ogabe stehen. Und zwar so dicht, daß das Holz seinen Rücken berührte.

Die sechs Augen blickten Suko an.

Feuerrot stachen sie aus dem Grün des schleimigen Kopfes hervor. Widerlich anzusehen, wie die Masse sich bewegte, als wäre sie aus zahlreichen Würmern zusammengesetzt. Einen Mund oder eine Nase sah Suko überhaupt nicht, und er fragte sich, wie Ogabe mit ihm sprechen wollte.

Kaum hatte er den Totempfahl berührt, als das Auge oben ebenfalls einen rötlichen Schein annahm und ihn auf Suko niederstrahlte. Der Chinese wurde darin gebadet und er glaubte, ein leichtes Kribbeln in seinen Adern zu spüren.

Dann hörte er die Stimme. Aber nicht Ogabe sprach, sondern das Auge auf dem Totempfahl.

Es war reine Hexerei.

Wie konnte das Auge, daß vorhin so tot schien, überhaupt reden?

Suko machte sich keinerlei Gedanken mehr darüber, er nahm es einfach hin.

»Du bist der Eindringling«, diese Worte wurden ihm entgegengeschleudert. »Du hast die Ruhe der Toten gestört und damit auch mich, den großen Dämon Awamba.«

»Ein Dämon?« fragte Suko und starrte in das Auge hinein, dessen Schichten verschieden waren. Einmal dunkelrot im Kern und hellrot an den Außenrändern.

»Ja, man nennt mich auch das Auge des Dschungels. Meine Heimat ist der Urwald, dort habe ich gelebt, dort existierte mein Geist. Ich habe über die Tiere gewacht und auch über die Menschen. Man huldigte mir, man stimmte mich gnädig, in dem man mir Opfer brachte.«

»Wer wurde geopfert?«

»Menschen.«

»Hast du ihnen die Augen genommen?« fragte Suko heiser.

»Ja, denn durch ihr Licht allein konnte ich sehen. Ich brauchte die Augen, um zu existieren. Ihre Körper aber verdorrten unter der Hitze meines flammenden Blicks. Sie wurden zu Holz, ich saugte ihnen die Flüssigkeit heraus, und sie verkohlten. Aber sie lebten weiter. Als untote Diener geisterten sie durch den Dschungel. Und auch ihre Geister waren nicht tot. Sie vereinigte ich in den Augen, die ich losschicken konnte, damit sie alles beobachteten. Und sie haben viel gesehen. Sie sehen auch jetzt noch. Sie haben dich gesehen und einen

blondhaarigen Mann mit einer schwarzhaarigen Frau zusammen. Dieser Mann hat es geschafft und die Körper getötet, aber er hat den Geist nicht vernichten können. Und das ist gut so, denn die Augen werden zu seinem Schicksal, das verspreche ich dir.«

»Heißt der Mann John Sinclair?« Suko wollte auf Nummer sicher gehen.

»So lautet sein Name.«

»Dann weißt du, wo er sich befindet?«

»Er wird beobachtet.«

»Wo ist er?«

»Willst du es selbst sehen?« fragte der Dämon.

»Ja, zeige ihn mir.«

Das Rot in den Augen wurde blasser. Es geschah nicht auf einmal, sondern intervallweise. Plötzlich war nur noch eine rosafarbene Fläche zu sehen, durch die das erste Weiß bereits schimmerte. Dann begann das Innere des Auges zu zittern, und plötzlich bildeten sich Umrisse und Konturen.

Menschliche Konturen.

Ein Mann und eine Frau.

Sukos Augen wurden jetzt groß. Er kannte die beiden, die ihm da vorgeführt wurden.

Es waren John Sinclair und Glenda Perkins!

Der Chinese schüttelte den Kopf. Das konnte er einfach nicht begreifen, aber hatte nicht Ogabe durch das Auge erklären lassen, daß seine Diener die Feinde unter Beobachtung hielten?

Es war nicht gelogen.

Suko konzentrierte sich voll und ganz auf die Szene, die er geboten bekam. Sein eigenes Schicksal war in diesem Moment vergessen.

Sinclair und Glenda befanden sich auf der Flucht. Suko sah sie über eine Straße rennen und in einem Hauseingang verschwinden.

Sie versteckten sich jedoch nicht innerhalb des Hauses, sondern blieben im Eingang.

Und John besaß eine Waffe – die Dämonenpeitsche. Suko erinnerte sich daran, daß er sie auf der Straße liegengelassen hatte, jetzt war sie John in die Finger gefallen, worüber der Chinese froh war.

Mit der Peitsche schlug John nach den Augen.

Plötzlich verwischte das Bild, wurde für einen Augenblick schwächer und kehrte auch nicht mehr so scharf zurück wie zuvor.

Irgend etwas mußte geschehen sein, denn Suko vernahm einen zischenden Laut, den das Auge, alias Ogabe, ausstieß.

Einen Lidschlag später war das Bild verschwunden, und die rote Farbe kehrte aus der Tiefe des Auges wieder auf Iris und Pupille zurück.

»Hast du genug gesehen?« wurde der Chinese angesprochen.

»Ja.«

»Du siehst, daß wir nicht gelogen haben. Wir werden die anderen auch noch bekommen.«

»Noch habt ihr sie nicht«, erwiderte Suko trotzig.

»Das ist nur eine Frage der Zeit. Denn hier können sie uns nicht entkommen. In diesem Viertel herrschen wir.«

Das glaubte Suko diesem Ogabe unbesehen. Er wollte aber dennoch wissen, weshalb die nach England gekommen waren. Und er stellte die Frage. Suko hatte dabei auch noch einen Hintergedanken. Wenn er die Fragen stellte, dann gewann er Zeit, und vielleicht schafften John und Glenda es, ihn hier zu finden.

»Es lag praktisch auf der Hand, nach England zu gehen«, erklärte Ogabe. »Denn hier gab es bereits eine Sekte. In Afrika dagegen bereits mehrere. Ich stamme aus dem Senegal, aus einem armen Land, wo kein Dschungel vorhanden ist, aber ich hörte die Botschaft aus dem Urwald, bin hingefahren und wurde aufgenommen in den Kreis des großen Dämons Awamba. Er faszinierte mich, ich tat alles für ihn, wurde sein treuester Diener. Er gab mir Macht und Ansehen, auf daß ich seinen Namen in die Welt trage, was ich auch getan habe.«

»Dann hast du diese Sekte hier gegründet?«

»Ja, ich bin der Anführer. Ich habe auch die Diener ausgesucht, die hölzernen, untoten Körper, die auf einem kleinen Friedhof begraben lagen. Vor Jahren sind sie getötet worden, als sie die Sekte hier aufbauen wollten. Aber die waren nicht tot. Sie lagen in den kalten Gräbern, ihre Körper waren mit Awambas Zauber versehen, und dieser Zauber wurde auch wirksam. Die Toten stiegen aus den Gräbern, mit flammenden Augen kamen sie zurück, um Awambas Erbe zu verbreiten. Ich war inzwischen eingetroffen und konnte sie führen. Leider arbeitete ich in Schottland und wurde von einem Detektiv verfolgt, der uns auf die Spur kam. Er lebt nicht mehr, obwohl er den Stein ins Rollen brachte und uns diesen blondhaarigen Mann und die Frau auf den Hals schickte. Aber keine Angst, sie werden es nicht schaffen, obwohl sie die Körper meiner Diener zerstört haben.«

Er redete sehr sicher, aber das taten sie alle. Suko kannte das. Er wollte noch mehr wissen.

»Wo ist denn dieser Hüne, und welch eine Rolle spielt er?«

»Gali? Der ist mein Vertrauter. Auf ihn kann ich mich 100prozentig verlassen. Ich habe ihn aus dem Senegal mitgebracht, dort sollte er als Sklave arbeiten, aber bei mir war er besser aufgehoben, denn ich habe ihn mit Awamba zusammengebracht. Er war von ihm so angetan, daß er seine Augen freiwillig gab.«

»Und was hast du mit mir vor?« fragte Suko.

Jetzt lachte Ogabe. »Kannst du dir das nicht denken? Wer nicht freiwillig zu Awamba hingeht, den muß man zwingen. Auch du wirst

ein Opfer des Dschungeldämons werden. Oder hast du dir etwas anderes vorgestellt, Chinese?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Na bitte.«

Was hätte Suko anderes sagen können? Er hatte wirklich damit gerechnet. Seine Zukunftsaussichten waren nicht besonders gut…

***

Les war von mir hart getroffen worden. Er flog gegen die Tür und riß sie fast aus den Angeln. Um ihn kümmerte ich mich vorerst nicht mehr, sondern wollte mich seinem Kumpan Soccer zuwenden.

Der jedoch war von Glenda attackiert worden. Sie mußte sich unheimlich geärgert haben, denn meine Sekretärin reagierte wie eine Wildkatze. Fauchend sprang sie auf den Mugger zu, so daß ich für einen Moment die Befürchtung hatte, sie würde in die Messerklinge rennen, aber sie machte es geschickt.

Jetzt wußte ich, warum sie den Gürtel noch in der Hand behalten hatte. Sie drosch den Lederriemen Soccer um die Ohren. Den ersten Schlag nahm er voll. Ich hörte das Klatschen und sah, wie sich der Gürtel um seinen Kopf wickelte.

Dann mußte ich mich mit Les befassen, denn der hatte meine Attacke wieder verdaut und stand auf den Füßen. Er ließ mir keine Zeit, die Beretta zu ziehen. Halbhoch sprang er mich an, das verdammte Fallschirmmesser in der rechten Hand haltend, um es mir in den Körper zu wuchten.

Zeit, um mich auf den Angriff zu konzentrieren, hatte ich nicht mehr. Ich konnte nur noch mit reinen Reflexbewegungen arbeiten und hoffte auf mein Glück.

Ich schnellte zur Seite und riß gleichzeitig meinen rechten Fuß hoch. Die Spitze krachte gegen das Gelenk. Ich hörte einen wütenden Laut, aber das Messer ließ der Bursche nicht fallen. Er war katzengewandt, berührte im Fallen den Boden und stand wieder.

Meine Rechte kam wie ein Hammer.

Er stand im Moment deckungslos. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich sein erstauntes Gesicht, als meine Faust davor auftauchte, dann explodierte der Schlag an seinem Kinn.

Es war ein klassischer Knockout, wie man ihn oft im Boxring sieht, und ich hatte wirklich Glück dabei. Mein Gegner breitete die Arme aus, als wollte er mich umarmen, dann jedoch torkelte er rückwärts, prallte gegen die Wand, wo seine Knie nachgaben und er langsam zu Boden rutschte.

Les war erst mal aus dem Rennen.

Aber er hatte noch einen Kumpan. Ich wirbelte herum.

Glenda hatte Soccer zwar überraschen können, aber dieser

abgebrühte Kerl ließ nicht lange den Lolly mit sich machen, er kannte die Tricks und hatte sie auch eingesetzt.

Plötzlich hielt er den Gürtel in der Hand.

Ich sah noch, wie er ihn abfing, dreckig dabei lachte und Glenda mit einem Ruck zu sich heranzog, die ebenfalls nicht losgelassen hatte, was ein Fehler war.

Mein Sprung brachte mich durch das halbe Zimmer. Bevor Glenda in das stoßbereite Messer hineinlaufen konnte, war ich da. Mit beiden Füßen zuerst rammte ich den Mugger und schleuderte ihn so gegen die Wand. Auch Glenda bekam etwas mit. Sie fiel ebenfalls zu Boden, ließ aber den Gürtel los.

Soccer wälzte sich am Boden. Er spielte den Verletzten. Und er spielte ihn so gut, daß ich darauf reinfiel. Denn plötzlich schnellte er hoch und griff an.

Er war ebenso schnell wie sein Freund. Die schmale Klinge glich einem wendigen Aal, sie wollte mich durchbohren, und ich brachte mich mit einer raschen Drehung in Sicherheit.

Mit dem Rücken stand ich jetzt zum brüchigen Fenster, das eine sehr niedrige Bank besaß. Soccer stand vor mir.

»Gib auf«, sagte ich.

Das Gegenteil tat er.

Plötzlich stürmte Soccer vor, wobei er seinen Kopf senkte, den rechten Arm mit dem Messer in der Hand vorstreckte, um mich so fertigzumachen.

Er lief in meinen Tritt.

Ich kam durch seine Deckung. Die Wucht hob ihn fast aus den Schuhen. Er flog zurück und riß beide Arme hoch. Quer durch das Zimmer torkelte er, die Tür hielt ihn auf. Blut rann aus seiner Nase, doch in seinen Augen leuchtete der Haß.

»Laß es!« warnte ich.

Er wollte nicht hören.

Ich wehrte seinen Messerstoß ab und wich auch dem nächsten aus, der nah an meiner Hüfte vorbeiwischte. Dann prallte Soccer gegen mich. Plötzlich hatte ich ihn gepackt. Am Kragen und Hosengürtel hob ich ihn hoch und wuchtete ihn gegen die Wand.

Das heißt, er sollte dagegen fallen, doch Soccer war hart im Nehmen. Während er noch unterwegs war, drehte er sich und stolperte genau auf die Fluchtlinie des Fensters zu.

»Vorsichtig!« schrie ich.

Zu spät. Ich hatte vorhin erwähnt, daß die Fensterbank zu niedrig war, sie bot keinen Halt mehr. Und das bekam ich auf drastische Weise vorgeführt. Mit den Oberschenkeln prallte Soccer dagegen, suchte Halt, fand die Scheibe und das Fensterkreuz, aber es war das falsche.

Beides war nur noch Bruch.
Es klirrte, krachte und splitterte. In diese Geräusche mischte sich dann ein gellender Schrei, den Soccer ausgestoßen hatte, als er inmitten eines Scherben- und Holzwirbels aus dem Fenster in die Tiefe fiel.
Hoch war es nicht, wir befanden uns im ersten Stock. Solch einen Sturz konnte man unter Umständen überleben.
Ich war am Fenster, als ich bereits den Aufprall hörte.
Er ging mir durch Mark und Beine. Vorsichtig beugte ich mich nach draußen.
Zum erstenmal konnte ich in den Hinterhof schauen und war überrascht, denn ein normaler Hinterhof war dies wirklich nicht, sondern ein verwilderter Friedhof. Schemenhaft sah ich die Konturen der Grabsteine, die aus dem mit hohem Unkraut überwucherten Boden wuchsen.
Ich sah auch noch mehr.
Soccer!
Er lag direkt unter dem Fenster. In einer Haltung, die ich schon öfter gesehen hatte. So sah ein Mensch aus, der sich das Genick gebrochen hatte.
Wahrscheinlich war Soccer auf einen Grabstein gekracht. Ihm konnte keiner mehr helfen.
Scharf saugte ich den Atem ein.
»John!«
Glendas Schrei riß mich herum. Und sie hatte ihn nicht umsonst ausgestoßen. Etwas hatten wir wohl beide in dem ganzen Trubel vergessen.
Die Augen!
Plötzlich schwebten die feurigen Höllenboten wieder mitten im Raum. Und sie hatten sich Glenda Perkins als Ziel ausgesucht, wollten sie verbrennen.
Zum Glück befand sich Glenda in meiner Nähe. Ich packte sie und zog sie hinter meinen Rücken in Deckung. Der Penner, der sich auch noch im Zimmer befand und die Auseinandersetzung zitternd und atemlos beobachtet hatte, saß eingeklemmt zwischen Tür und Wand, wo er sich nicht zu rühren wagte.
Die Augen wirbelten herum.
Im selben Moment hielt ich schon die Dämonenpeitsche schlagbereit und schlug von unten nach oben zu. Die Spitzen der Peitsche zielten dabei auf die Augen, ich wollte sie zerstören, aus dem Weg haben, und ich traf.
Diesmal gelang es dem Paar nicht, so rasch auszuweichen. Zudem waren die drei Riemen breit genug, um beide Augen zu treffen.
Wie glühende Kugeln wurden sie in Richtung Decke gewirbelt und

platzten schon auseinander, bevor sie die Decke überhaupt erreicht hatten. Als glühende, winzige Kometen wirbelten sie durch den Raum, verursachten ein kleines magisches Feuerwerk und sanken zu Boden, wobei ich entfernte Schreie vernahm, als auch der Geist dieser dämonischen Augen verging. Nichts blieb übrig.

Das war geschafft.

Ich schaute zu Glenda.

Das schwarzhaarige Girl – es hatte sich inzwischen wieder angezogen – stand an der Wand und zitterte. Sie wollte etwas sagen, doch nicht ein Wort drang über ihre Lippen.

Ich ging zu ihr und streichelte ihre Wange. »Okay, Mädchen, es ist vorbei. Vorerst«, schränkte ich ein.

Glenda nickte.

Ich ließ sie in Ruhe, denn ich wollte mich um meinen Freund Les kümmern.

Er war noch bewußtlos. Den letzten Hieb hatte er nicht mehr verdaut. Es hätte für ihn auch schlimmer kommen können. So lebte er wenigstens noch.

Ich nahm das Messer, steckte die breite Klinge in die Fußbodendielen und brach sie ab.

Fertig war ich hier noch nicht. Denn es gab noch jemand, der den Kampf gut überstanden hatte.

Der Penner.

Neben der Tür hockte er wie ein Häufchen Elend. Ich blieb vor ihm stehen und winkte mit dem gekrümmten Zeigefinger.

»Schätze, du kannst uns einiges erzählen, Meister der Wermutflasche.«

Er hob beide Hände, umfaßte seine Hutkrempe und zog die Kopfbedeckung über die Augen. »Nein, Sir, ich weiß nichts. Wirklich nicht, Sir. Ich kann nichts sagen.«

»Rede keinen Unsinn!« fuhr ich ihn an.

»Nein.«

Ich war es leid, bückte mich, umklammerte sein schmutziges Jackenrevers und hievte ihn hoch.

Er stand auf zitternden Beinen und hatte seinen Kopf gesenkt, nur um mich nicht ansehen zu müssen.

Mit der linken Hand bog ich ihm die Krempe hoch. Zum erstenmal sah ich wirklich sein Gesicht.

Stoppelbart, kleine Augen, eingefallene Wangen, eine Säufernase und zwei dicke feuchte Lippen, die ununterbrochen in Bewegung waren, wie bei einem Hamster.

Langsam drehte ich ihn herum und stellte ihn wie eine Puppe gegen die Wand. »Wie heißt du?«

Er schielte mich an. »Charly.«

»Und?«
»Nur so.«
»Okay, Charly. Du weißt, daß ich von der Polizei bin, nicht wahr?«
Er nickte.
»Fantastisch. Aber du hältst nicht viel von uns.«
Er wollte nicken, schüttelte dann jedoch den Kopf. »Ich meine, wenn ihr mich in Ruhe läßt…«
»Das lassen wir dich doch auch. Aber erst, wenn du mir einiges erzählt hast. Wenn nicht, greife ich zu harten Mitteln.«
Erschreckt schaute er mich an. »Was… was haben Sie vor? Wollen Sie mich foltern.«
Ich mußte mir ein Grinsen verbeißen.
»Auch das.«
»W… wie denn?« Charly war völlig durcheinander.
»Indem ich dich mitnehmen und in einen Wasch- und Badesalon stecke.«
Charly erschrak noch mehr. Wasser war wohl für ihn die allergrößte Folterung.
»Aber ich habe Ihnen doch nichts getan«, brabbelte er.
»Deshalb überlege ich es mir auch.«
»Gut, Sir, fragen Sie, doch viel kann ich Ihnen wirklich nicht sagen. Ehrlich…«
»Mal sehen.« Ich schaute zu Glenda und ließ den Penner noch etwas zappeln.
Meine Sekretärin hatte sich wieder ein wenig erholt. Sie lächelte mir zu und war dabei, ihre dunkle Haarpracht zu ordnen. Glenda schien wieder okay zu sein, was mich ungemein beruhigte.
»Du wohnst also hier«, fing ich an. Charly nickte. »Wie lange schon?«
»Den Winter über.«
»Und die beiden Mugger?«
»Sind erst vor ein paar Wochen zugezogen.«
»Du hast nichts gesagt?«
»Nein. Was sollte ich machen? Die waren doch viel stärker als ich. Ich war froh, daß sie mich am Leben ließen. Die kamen aus dem Knast und waren gefährlich.«
Das hatte ich erlebt. »Und die Augen haben euch nichts getan?« forschte ich weiter.
»Nein.«
»Aber ihr wußtet von ihrer Existenz.«
»Klar. Wir hatten auch Angst, aber wir haben uns daran gewöhnt. Wir durften nur nichts sagen.«
Ich nickte und deutete auf das Fenster. »Darunter liegt ein Friedhof. Welchen Sinn hat er?«
»Da sind sie hergekommen.«

»Wer?«
Charly wurde plötzlich blaß. »Die… die Toten. Ich habe mal eine Geschichte gehört, daß man sie nur begraben hat, damit sie wiederkommen. Hier spukt es, Sir. Ein böser Geist geht um. Oft höre ich die Trommeln. Dann ist Awamba da.«
»Und wer ist Awamba?«
»Ein gefährlicher Dämon. Man erzählt, daß er aus Afrika kommt. Er tötet alle durch seine Augen. Die sind so gefährlich. Und sie sehen alles.«
»Warum lebst du denn noch?« wollte ich wissen.
»Ich habe mich um ihn nicht gekümmert.«
»Und die beiden Mugger?«
»Die auch nicht. Sie standen ja auf der Seite der Dämonen. Wie auch die anderen Leute in den Häusern. Awamba hat versprochen, daß die Häuser hier nicht abgerissen werden. Ja, Sir, das hat er gesagt, ich habe es gehört.«
Was Lüge oder Wahrheit war, würden wir herausfinden. Charly konnte uns bestimmt nicht mehr viel sagen. Eine letzte Frage hatte ich noch. »In den Gräbern liegt niemand?«
»Nein. Sie sind alle wieder hervorgekommen.« Er schaute mich jetzt angstvoll an. »Sir, wenn die Toten auferstehen, ist das Ende der Welt nicht mehr weit. So hat unser Pfarrer in der Schule immer gesagt. Und die Toten sind auferstanden. Wie ich ja selbst gesehen habe. Irgendwann in der nächsten Zeit wird die Welt untergehen.«
Daran glaubte ich zwar nicht, aber ich ließ Charly bei seiner Meinung.
Er war noch nicht fertig. »Wissen Sie, Sir, wenn die Trommeln erklingen, ist es soweit. Dann soll wieder einer sterben. Die Trommeln sind die Begleitmusik des Todes. Jedesmal war es…«
Er verstummte.
Auch ich sprach nicht mehr weiter.
Beide hörten wir das gleiche Geräusch.
Trommelklang…

***

Wir lauschten.
Vier, fünf Sekunden vergingen in atemlosen Schweigen. Auch Glenda hatte dem Dialog zwischen mir und Charly gelauscht. Sie kam jetzt und hakte sich bei mir unter.
Sie hatte Angst, verständlich.
Charly preßte sich gegen die Wand. Warnend hob er den Finger.
»Ich habe es ja gesagt«, wisperte er. »Wenn die Trommeln erklingen, ist der Tod sehr nahe.« Er knetete unruhig seine Hände.
»Solange noch Zeit ist, können wir fliehen.« Er wollte weg, doch ich

hatte etwas dagegen und hielt ihn fest.

»Hiergeblieben.«

»Aber die Toten.«

»Damit werden wir schon fertig. Wieso? Kommen denn noch mehr aus den Gräbern?«

»Weiß nicht.« Charly hob die mageren Schultern. Dann griff er in die Innentasche und holte einen Flachmann hervor. Zur Hälfte war er mit billigem Gin gefüllt. Charly schraubte die Pulle auf und nahm einen kräftigen Schluck, der seine Fahne noch verstärkte.

Dann rülpste er und ließ die Flasche so schnell verschwinden, als hätte er Angst, daß ich sie ihm wegnehmen könnte.

Noch immer hörten wir die Trommeln. Allerdings leiser als zuvor.

Charly schielte immer wieder zur Tür, doch da kannte ich kein Pardon. Er sollte mir noch einiges erzählen.

»Wo steckt denn dieser Dämon?«

»Wie meinen Sie?«

»Ich will wissen, wo er sein Hauptquartier hat. Das weißt du doch, oder nicht?«

»Schon…«

»Dann raus mit der Sprache.«

Charly zeigte mit zitterndem Zeigefinger auf das Fenster.

»Da ist der Friedhof.«

»Und… und der Keller.«

Ich horchte auf. »Welcher Keller?«

»Wo der Dämon haust, sagt man.«

Tief saugte ich die Luft ein. »Und das erzählst du mir erst jetzt?« fuhr ich ihn an.

»Sir, Sie haben mich vorher nicht danach gefragt.«

Ja, das stimmte auch wieder. Deshalb machte ich dem Penner auch keinen Vorwurf. Aber ich wußte, wohin ich zu gehen hatte.

Nur – was geschah mit Glenda? Ich konnte sie nicht mitnehmen, es würde zu gefährlich werden.

»Gibt es hier ein Versteck?« wollte ich von Charly wissen.

»Das hier sind alles Verstecke.«

»Ich meine sichere. Wo die Augen nicht hinkommen.«

»Die sind überall.«

Verdammt, da hatte er recht. Glenda wußte schon, worauf ich hingewollt hatte. »Ich gehe mit Ihnen, John. Sie können mich jetzt nicht abschieben. Mitgegangen, mitgefangen.«

Das Sprichwort kannte ich zwar, es gefiel mir in diesen Augenblicken aber nicht.

Doch Glenda blieb hart. Sie ließ sich nicht zurückdrängen.

Schließlich stimmte ich zu.

Im selben Moment stieß mich Charly an. »Hören Sie nichts, Sir?«

»Was ist denn?«

Charly wies auf die Tür. »Schritte«, flüsterte er. »Ich habe Schritte gehört.«

Glenda und ich lauschten.

Tatsächlich. Jetzt vernahmen wir sie auch. Charly hatte recht gehabt. Da waren Schritte. Sie kamen die Treppe hoch, und sie näherten sich der Tür.

»Ich habe es doch gesagt«, bibberte der Penner. »Die Toten kehren zurück. Wenn die Trommeln rufen…«

Ich hörte nicht auf ihn, sondern ging zur Tür und wollte sie aufreißen.

Das war nicht mehr nötig. Hart wurde sie aufgestoßen. Ein Monster stand auf der Schwelle.

Es war Garry Gibson!

***

Glenda schrie auf.

Ich konnte diese Reaktion verstehen, denn ihr Verwandter sah schlimm aus. Er hatte eine schreckliche Metamorphose hinter sich.

Sein Gesicht war schwarz, verkohlt, verbrannt. Nur die Augen leuchteten darin feuerrot.

Garry war zu einem Diener des Dämons geworden!

Ich winkte Charly und Glenda zu. »Bleibt hinter mir stehen«, sagte ich scharf und zog gleichzeitig die Dämonenpeitsche, mit der ich einen Kreis über den Boden schlug, so daß die drei Riemen ausfahren konnten.

Garry blieb stehen. Er ging keinen Schritt weiter, sondern schaute sich nur um.

Hinter mir hörte ich Glenda schluchzen. Der Anblick dieses verbrannten Gesichts hatte sie zu sehr geschockt, ansonsten war der Körper völlig normal, nicht so hölzern wie bei den Untoten, die lange in den Gräbern gelegen hatten.

Sollte ich zuschlagen?

Etwas hielt mich davon ab. Ich wußte auch nicht wieso. Wahrscheinlich deshalb, weil mich Garry Gibson nicht angriff. Dann tat er es doch. Urplötzlich warf er sich vor, wobei er beide Arme hochgerissen hatte und auf mich einschlagen wollte.

Lässig wich ich aus, er war längst nicht so schnell wie die beiden Mugger.

Dann schlug ich zu.

Die drei Riemen trafen seinen Kopf, wickelten sich um seinen Hals und rissen ihn fast von den Schultern.

Garry begann zu schreien. Es waren schrille Schmerzensschreie, die er ausstieß. Die Magie der Peitsche zerstörte sein dämonisches Leben,

denn sie war stärker als die seine.
Gibson taumelte zurück. Mit weichen Knien torkelte er über die Schwelle, hinaus in das Treppenhaus, wo sich sein schwarzverbrannter Kopf auflöste und zu grauer Asche wurde. Genau in dem Augenblick, als er mit dem Rücken gegen das Geländer stieß.
Es war brüchig und wäre irgendwann von allein zusammengefallen. Doch Garry beschleunigte den Vorgang.
Er riß auch die letzten Reste aus dem Verbund und stürzte in die Tiefe.
Dumpf schlug er auf.
Sein Schrei hallte noch durch das fast leere Haus und verebbte dann. Ich ging zurück ins Zimmer und winkte Glenda. »Kommen Sie, wir müssen hier raus.«
Sie nickte.
Charly sagte nichts. Er hatte sich wieder in seine Ecke verkrochen und brabbelte unverständliches Zeug vor sich hin.
Noch hielt die Treppe. Vorsichtig betraten wir sie, wobei ich Glendas Hand festhielt.
Schritt für Schritt wagten wir uns nach unten und erreichten auch unbeschadet den ersten Absatz.
Beim zweiten geschah es dann. Wir hatten kaum unsere Füße auf die übernächste Stufe gestellt, als es unter uns ein Knirschen und Knacken gab. Im nächsten Augenblick brach die Treppe weg.
»Festhalten!« schrie ich noch, aber da war nichts, was wir greifen konnten.
Zusammen mit Glenda fiel ich in die Tiefe, begleitet von einem Regen aus faulendem, brüchigen Holz.
Zwei Sekunden vielleicht waren wir in der Luft. Endlos kam mir die Zeit vor, dann erfolgte der Aufprall.
Er war verflucht hart. Mein Kopf schlug auf den Boden, etwas Schweres fiel auf mich, ich hörte Glenda stöhnen, dann traf noch ein harter Gegenstand meinen Schädel, und erst jetzt kam ich dazu, den Kopf mit meinen Armen zu schützen.
Ich brauchte es nicht mehr. Von oben kam nichts. Die Treppe hatte sich aufgelöst.
Ich öffnete die Augen und sah erst einmal nur Staub. Als große Wolke schwebte er um uns herum. Auf meinen Beinen spürte ich eine Bewegung. Das war Glenda.
»Sind Sie okay?« fragte ich, wobei Staub in meine Nase drang und eine Niesexplosion auslöste.
»Ja, es geht.«
Glenda bewegte sich zur Seite, wo sie einige Holzstücke vor sich herschob.
Ich konnte aufstehen, streckte den rechten Arm aus, damit Glenda

meine Hand fassen konnte und zog sie in die Höhe.

Wir schauten uns an. »Glück gehabt«, sagte ich und pulte meiner Sekretärin einige Holzsplitter aus den Haaren.

Ich blutete an der Wange und am Hals, was aber nicht weiter tragisch war.

Um uns herum sah es aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen.

Holzwürmer lagen verstreut. Wir blickten nach oben. Dort gähnte ein Loch, wo sich einmal die Treppe befunden hatte. Ein paar Sparren hingen wie Stummel nach unten und schwankten langsam hin und her.

Noch etwas sahen wir.

Garry Gibson!

Er lag inmitten der Trümmer und rührte sich nicht mehr. Das Schicksal hatte ihn ereilt. Sein Kopf war auch nicht mehr die schwarze Masse, sondern hatte sich zu Staub aufgelöst. Wir sahen von Gibson nur mehr den Körper.

»Es… es ist schrecklich«, flüsterte Glenda und barg ihren Kopf an meiner Schulter.

Ich sagte nichts und ließ Glenda weinen. Sie hatte einen Verwandten verloren und sollte um ihn trauern. Nach einigen Minuten stieß ich sie an.

»Komm, wir müssen weiter.«

Glenda nickte, putzte ihre Nase und ging mit. Ich hatte den Weg zur Hintertür eingeschlagen, denn mir war im Gedächtnis haften geblieben, was der Penner erzählt hatte.

Das Hauptquartier des Dämons sollte sich im Keller eines Hauses befinden. Um ihn jedoch zu erreichen, mußten wir den kleinen Friedhof überqueren.

Friedhof! Ich schüttelte den Kopf, wenn ich daran dachte. Ein Friedhof mitten in Soho, auf einem Hinterhof, eingekreist von Hauswänden, das gab es doch nicht. Ich hatte immer geglaubt, Soho gut zu kennen, wurde aber immer wieder überrascht.

An der Hoftür blieb ich stehen. Sie hing nur noch an einer Angel.

Durch den Spalt wehte der kühle Nachtwind. Glenda war hinter mir geblieben, und wollte gerade die Tür aufziehen, als ich Charlys Stimme hörte. Sie hallte durch das Abbruchhaus.

»Leben Sie noch, Bulle?«

»Und wie!« rief ich zurück.

Ich hörte den erschreckten Laut und hastige Schritte, wie der Penner sich zurückzog. Höchstwahrscheinlich hatte ich ihm einen zu großen Schreck eingejagt.

Dann öffnete ich die Tür.

Wir betraten den seltsamen Hinterhof nicht sofort, sondern schauten uns erst um.

Nach ein paar Schritten schon begannen die Grabsteine. Sie steckten schief im Boden, als hätte jemand gewaltsam versucht, sie herauszureißen, aber zwischendurch aufgegeben, weil er es doch nicht schaffte.

Dazwischen wucherte das Unkraut. Es war schon ein halber Wald, der sich da vom Boden erhob und sich wie ein Gespinst über die verwitterten Grabsteine gelegt hatte.

»Kommen Sie!« flüsterte ich Glenda zu.

Wir machten die ersten Schritte. Stille umgab uns. Ich ging etwas nach rechts, und meine Augen wurden groß, als ich den Wagen sah, der zusätzlich auf dem Hof parkte.

Es war ein goldfarbener Rolls Royce!

Nun hatte ich Gewißheit. Wir befanden uns in der Höhle des Löwen. Soviel ich erkennen konnte, war der schwere Wagen leer.

Keine Spur von diesem Ogabe und auch nicht von dem riesenhaften Neger, der so gefährlich war.

Ich streckte meinen Arm aus und bedeutete Glenda, zurückzubleiben. »Es ist zu gefährlich, wenn Sie mitgehen«, sagte ich.

»Bleiben Sie lieber an der Tür. Und wenn etwas passiert, dann fliehen Sie. Laufen Sie durch den Hausflur zurück und versuchen Sie, Verstärkung zu holen.«

Glenda Perkins nickte.

Ich wandte mich nach links, weil ich mir den alten Friedhof genauer ansehen wollte.

Nicht nur die Grabsteine fielen mir besonders auf, sondern auch die alten Gräber. Die Erde war nicht festgestampft, wie man hätte annehmen können, sondern aufgelockert, aufgewühlt, als wäre jemand aus der Tiefe hervorgestiegen.

Ich schluckte.

Die Toten, sicher. Sie waren es, die die Gräber verlassen hatten.

Diese Wesen mit den schwarzen Körpern und den glühenden Augen waren aus den Gräbern geklettert.

Es war gar nicht einfach, sich einen Weg zu bahnen. Alles war verfilzt, klebte und hing ineinander. Der Boden unter meinen Füßen gab nach, war weich, so daß ich bis zu den Knöcheln im Dreck versank.

Vor dem ersten Grab blieb ich stehen. Die aufgewühlte Erde interessierte mich nicht besonders, eher der Grabstein. Er war seltsam anzusehen, hatte keine Kreuzform und zeigte auch kein christliches Symbol.

Ein unbearbeiteter Steinklotz war kurzerhand in den Boden gerammt worden.

Ich sprang über das Grab und nahm mir den nächsten Stein vor.

Dasselbe.

Keine Hinweise auf den Dämon namens Awamba oder Ogabe.

Die Stille gefiel mir überhaupt nicht. Sie war nicht normal, sondern hatte etwas Bedrückendes, Gefährliches an sich. Ich merkte es, in diesem Hinterhof, auf dem Friedhof, lauerte das Böse.

Ich hatte lange genug gegen die Mächte der Finsternis gekämpft und konnte dies genau begreifen und fühlen. Aber es war nicht zu packen, sondern nur da.

Ich ging weiter.

Mannshoch wucherte das Unkraut zwischen den Grabsteinen.

Ich kam mir nicht mehr vor wie im tiefsten Soho, sondern wie in einem Dschungel. Fehlten nur noch die Tierstimmen.

Dafür sah ich etwas anderes.

Die Augen!

Urplötzlich wurde ich wieder mit dieser grausamen Realität konfrontiert. Ein Augenpaar befand sich vor mir, und die beiden feurigen Kreise schimmerten durch die Büsche.

Ich duckte mich.

Hatten mich die Augen gesehen? Oder war ich gut genug gedeckt gewesen?

Sicherheitshalber zog ich die Dämonenpeitsche, schlug einmal den berühmten Kreis, und die drei Riemen fuhren aus der Öffnung.

Meine Devise lautete: Angriff ist die beste Verteidigung.

Danach handelte ich. Ich schnellte hoch, wollte zuschlagen, doch da griffen die Augen an.

Plötzlich bemerkte ich meinen Irrtum, konnte ihn jedoch nicht mehr korrigieren.

Es waren nicht nur die Augen, die auf mich zusteuerten, sondern auch der hünenhafte Neger, der ebenfalls das glühende Augenpaar besaß. Mit Brachialgewalt stürmte er durch das Gebüsch, wie ein angreifender Büffel aus den Savannen des afrikanischen Buschs.

Alles ging so schnell, daß ich überhaupt nicht dazu kam, zuzuschlagen. Der Hüne war plötzlich da. Ich hörte einen knurrenden Laut, erhielt einen Schlag gegen den rechten Arm, der mich zurückwarf, dann war der Schwarze über mir.

Seine wuchtige Attacke schleuderte mich zu Boden. Ich verlor die Peitsche, dann war der Hüne über mir, packte mich, hob mich hoch wie eine Puppe und warf mich davon.

Ich flog durch das Gebüsch, knickte Zweige und Äste und krachte gegen einen Grabstein.

Es war ein fürchterliches Gefühl. Im ersten Moment bekam ich keine Luft mehr, wobei ich glaubte, mir sämtliche Rippen gebrochen zu haben.

Unwillkürlich stöhnte ich auf, blieb auf der feuchten Graberde liegen, spürte den Schmutz in meinem Gesicht, spie und spuckte, wobei ich

keuchend nach Luft schnappte.

Der Hüne hatte einen Teilsieg errungen, aber er wollte mehr und walzte näher.

Wenn es mir nicht gelang, wegzukommen, war ich verloren, dann stampfte er mich zu Boden.

Ich stemmte mich hoch.

Nur noch ein paar Schritte war er entfernt. Wie ein gewaltiges Gebirge kam er mir vor, während ich versuchte, meine Kräfte zu sammeln, was kaum gelang.

Der Aufprall gegen den verdammten Grabstein war zu hart gewesen. Am Stein stützte ich mich ab, taumelte dann zur Seite und sah die glühenden Auge immer größer werden.

Er würde mich packen. Ich brauchte gar nicht weiterzulaufen.

Mit zitternden Händen zog ich die Beretta. Geweihte Silberkugeln schadeten ihm nicht, das hatte ich bereits feststellen können, aber vielleicht hielten sie ihn etwas auf, so daß ich Kräfte sammeln konnte.

Ich schoß.

Verfehlen konnte ich ihn gar nicht. Dafür bot er ein viel zu großes Ziel.

Die Kugel hieb in seinen Körper und fuhr hindurch. Unter der rechten Schulter sah ich das Loch.

Er blieb stehen und schüttelte unwillig den Kopf. Auch dieser Neger mußte ein Untoter sein, der lange im Grab gelegen hatte, eine andere Möglichkeit gab es nicht.

Seine Augen leuchteten weiter. Noch stärker und intensiver.

Der nächste Schuß.

Ich hatte auf den Schädel gezielt, verriß aber die Waffe, und die Kugel hieb ihm in die Brust.

Der gleiche Effekt wie zuvor.

Verdammt, wie sollte ich ihn stoppen. Wo befand sich die Dämonenpeitsche?

Ich sah sie nicht mehr, dafür aber ging der Hüne zum Angriff über. Auf einmal waren seine Augen regelrechte Flammenwerfer.

Feuerzungen fauchten daraus hervor, und sie hätten mich auch verbrannt, wenn ich nicht zu Boden gehechtet wäre.

Wieder wühlte ich mich durch den Dreck, während über mir das Feuer um den schief in der Erde stehenden Grabstein leckte und auch nach den Zweigen der in der Nähe stehenden Büsche tastete.

Einige Äste fingen an zu brennen. Es hatte lange nicht mehr geregnet, wir hatten in London Hochdruckwetter mit klarem Winterhimmel, und diese Zweige waren für die Flammen eine gute Nahrung.

Ich robbte weiter.

Und wieder fauchte eine Flamme heran. Ich spürte den heißen

Hauch, den Atem der Hölle, so dicht leckten die Zungen an mir vorbei, fuhren in die Erde und setzten den nächsten Busch in Brand.

Das Feuer würde sich ausbreiten, dessen war ich mir sicher. Wie bei der Feuerhexe, einem Fall, der gar nicht so lange zurücklag und mir viel Kopfzerbrechen bereitet hatte.[2]

Mir war klar, was der Hüne wollte. Ich sollte von den Flammen eingekesselt werden, um elendig zu verbrennen.

Links von mir fuhr die nächste Lohe in den Boden. Da war es mir klar. Dieser Hüne wollte mit mir spielen. Er hatte gar nicht vor, mich sofort zu töten, die Flammen sollten mich umringen, einkesseln und dann verbrennen.

Schon wallte der Rauch dicht über den Boden, drang mir in die Augen, die anfingen zu tränen.

Auch hörte ich Glendas Stimme. Sie rief nach mir und brachte sich dadurch selbst in Gefahr.

Ich hustete und keuchte, stemmte mich auf die Knie und sah das Lodern des Feuers. Die Flammen warfen bizarre, tanzende Schatten, zuckten hin und her, schufen eine geheimnisvolle, aber auch gefährliche Atmosphäre, und über allen stand der hünenhafte Neger mit seinen feurigen Augen, die abermals einen Feuerstrahl abschossen.

Ich tauchte zur Seite, fiel dort hin, wo sich das Feuer noch nicht ausgebreitet hatte – und hatte unwahrscheinliches Glück.

Meine Finger umklammerten etwas Hartes.

Keinen Ast oder Zweig, sondern die Dämonenpeitsche!

Mein Herz machte einen regelrechten Freudenhüpfer. Etwas Besseres hätte mir gar nicht passieren können. Nach dem Pech und den Auseinandersetzungen der letzten Minuten nun dieses Glück.

Es war, als strömte durch diesen Fund frische Energie in meinen Körper.

Der Brand hatte sich nicht weiter ausgebreitet. Er schwelte mehr.

Ich sah zwar die dicken Rauchwolken, dunkelgraue Schwaden, die über den Boden krochen, aber die meisten Flammen waren erstickt.

Ich huschte auf einen Grabstein zu und fand dahinter Deckung.

Eine kurze Pause tat mir gut, denn ich wußte im Augenblick nicht, wo mein Gegner steckte.

Dann sah ich seinen Schatten.

Er wischte durch die dicken Rauchschwaden. Auch die Richtung, in die er sich bewegte, konnte ich ausmachen.

Auf das Haus zu.

Und dort war Glenda.

Mein Magen verkrampfte sich, als ich daran dachte. Nichts mehr hielt mich hinter dem Grabstein, ich wollte und mußte diesem Hünen auf den Fersen bleiben.

Da hörte ich schon den Schrei.

Ich legte noch mehr zu, stolperte, raffte mich hoch, hetzte weiter, taumelte durch den verdammten Qualm und sah schließlich die Hausnummer, aber nicht die Tür.

Die war weiter links.

Dann tauchte ich in den Hausflur, in den mittlerweile die ersten Schwaden zogen, ich ansonsten jedoch eine gute Sicht besaß.

Wo steckte der Hüne?

Auf Zehenspitzen ging ich weiter. Auch von Glenda hörte ich nichts. Hatte der Schwarze sie etwa…?

Um Himmels willen, daran durfte ich nicht denken.

Ein Knall. Das Splittern und Krachen von Holz. Danach ein Schrei, und ich rannte vor.

Plötzlich sah ich, was geschehen war. Glenda hatte sich neben dem Eingang hinter einer Tür verkrochen. Die hatte der Hüne eingetreten und war im Begriff, in das Zimmer einzudringen.

»Stehenbleiben!« schrie ich.

Das untote Geschöpf zuckte zusammen, als es meine Stimme vernahm. Dann drehte es sich langsam um. Vergessen war Glenda, und nichts anderes war meine Absicht gewesen.

Ich wußte, daß die feurigen Augen ihre Flammen speien würden und stellte mich darauf ein.

Mein Schlag traf ihn in der halben Drehung. Die drei schwarzmagischen Riemen klatschten gegen seine Schulter und wickelten sich um seinen Arm.

Das wirkte.

Der Hüne riß sein Maul auf, er spürte die Kraft der Magie, die stärker war als seine, und er wankte. Er taumelte in das Zimmer hinein, und ich sah, wie sein Arm brüchig und hölzern wurde, bevor er langsam zerfiel.

Noch einmal schlug ich zu.

Diesmal traf ich sein Gesicht. Der Schlag hob ihn fast hoch. Das Gesicht verzerrte sich, die Flammen in den Augen verlöschten, als hätte jemand Wasser hineingekippt.

Hatte ich ihn besiegt?

Noch war ich mir nicht sicher. Der untote Koloß stand breitbeinig vor mir. Risse durchzogen plötzlich seinen Schädel, die sich verbreiteten und zu regelrechten kleinen Spalten wurden, aus denen grünlicher Brodem quoll.

Der Hüne verging.

Zum zweitenmal in seinem Leben. Er hatte bisher nur ein Leben als Untoter geführt. Er schwankte von einer Seite zur anderen. Jeden Augenblick sah es aus, als würde er kippen, doch er fing sich immer wieder. Dann jedoch war es soweit. Er bekam das Übergewicht und prallte schwer zu Boden, der unter dem immensen Gewicht erzitterte.

Still blieb der Koloß liegen. Über ihn hinweg schaute ich Glenda Perkins an.

Sie hatte sich gegen die Wand gepreßt, die Hände halb vor das Gesicht geschlagen und schaute einmal den Hünen, dann wieder mich an. Aber ich sah die Erleichterung in ihren Augen.

Das häßliche Knirschen ließ auch mich den Blick wenden. Der Kopf des einstmals so hünenhaften Negers zerfiel zu schwarzem Staub. Auch von den Augen war nichts mehr zu sehen.

Ich hatte ihn besiegt.

Langsam schritt ich auf Glenda zu. Selbst bei dieser miesen Beleuchtung sah ich die Erleichterung auf ihrem Gesicht.

»Alles okay?« fragte ich.

Sie nickte. »Ich… ich dachte, jetzt ist es aus, als der Riese plötzlich vor mir auftauchte.«

»Ja, es war im letzten Moment. Mich hätte er auch fast erwischt.«

Dabei dachte ich an meine Rücken, der von dem Aufprall gegen den Grabstein verdammt mitgenommen war.

»Und jetzt?« fragte Glenda leise.

»Ich bin noch immer nicht dazu gekommen, in den Keller einzudringen. Das muß ich nachholen.«

»Ja, natürlich.« Dann fürchte sie die Stirn. »Aber was ist mit Suko?«

Himmel, Glenda hatte recht. Den Chinesen hatte ich in all dem Trubel vergessen. Ich erinnerte mich wieder an die Maschine draußen auf der Straße, aber von Suko fehlte nach wie vor jede Spur.

»Ich weiß auch nicht, wo er stecken könnte.«

»Vielleicht in diesem Haus«, vermutete Glenda.

»Das wär' möglich. Unter Umständen hatte Suko von allein die Spur gefunden.«

»Das werde ich gleich wissen«, sagte ich und bedeutete Glenda, sich weiterhin versteckt zu halten.

»Hier habe ich Angst.«

»Sie können ja in die Bar gehen.«

»Oder ich schließ mich im Wagen ein.«

An dieser Antwort merkte ich, daß ihr das am liebsten war.

Deshalb warf ich ihr die Schlüssel zu.

Sie fing sie auf, kam auf mich zu und blieb vor mir stehen. Dabei schaute sie mich an.

Dann brannten plötzlich ihre Lippen auf meinem Mund. Es war ein kurzer, aber intensiver Kuß.

»Viel Glück«, flüsterte sie danach und lief weg.

Sie ließ einen Mann zurück, der ziemlich perplex war, aber zugeben mußte, daß es ihm doch gefallen hatte…

***

Je mehr Zeit verging, um so stärker spürte der Chinese die Drahtfesseln. Er hatte das Gefühl, als würde sich der Draht immer tiefer in sein Fleisch drücken.

Die Gelenke schmerzten.

Suko biß die Zähne zusammen. Er konzentrierte sich auf das, was er einmal gelernt hatte. Auf die Unterdrückung der Schmerzen. Dafür dachte er an eine andere Aufgabe.

Er mußte hier weg.

Die Frage war nur, wie? Daß Ogabe, alias Awamba, ihm keine Chance lassen würde, stand fest. Denn er traf bereits die Vorbereitungen, um Suko zu einem Opfer des Dämons zu machen.

Ogabe hatte sich von dem Totempfahl gelöst. Seine sechs Augen befanden sich in ununterbrochener Bewegung. Er griff unter seinen Umhang und holte ein Gefäß hervor, das mit einer dunklen Flüssigkeit gefüllt war. Suko schaute ihm genau zu, er achtete auf jede seiner Bewegungen, deshalb sah er auch, wie Ogabe plötzlich stehenblieb und sich krümmte. Für einen Moment glaubte Suko, daß der Dämon aus dem Dschungel zu Boden fallen würde, aber er fing sich wieder. Als er den Kopf hob, sah der Chinese, was geschehen war.

Das Auge, das sich etwa in Höhe des Mundes befand, trocknete plötzlich aus. Immer mehr zog es sich zusammen, wurde von einer ungewöhnlichen Kraft nach innen gerissen, und Suko sah anstelle des Auges auf einmal ein dunkles Loch.

Eine kleine Höhle…

Der Chinese hielt den Atem an. Was war geschehen? Wieso verlor Ogabe plötzlich das Auge?

Der Dämon taumelte zurück. Er stieß einen röchelnden Laut aus, und das Riesenauge oben am Totempfahl begann zu flackern. Für einen Moment wurde die Pupille trübe, dann klärte sich der Blick wieder, war aber nicht ganz so klar wie zuvor.

Suko hoffte auf eine Erklärung, und er bekam sie auch.

»Getötet!« flüsterte er. »Er hat ein Augenpaar getötet… ich … ich werde mich beeilen.«

»Wer hat was getötet?«

»Der Mann – Sinclair. Er hat es geschafft. Ich spüre es. Die Schmerzen… aber er wird nicht so weit kommen. Noch sind fünf meiner Diener übrig, sie werden ihn schaffen, wenn er versucht, hier einzudringen, das weiß ich.«

»Wieso?« fragte Suko. Zeit gewinnen, er mußte Zeit gewinnen, denn Zeit war alles.

Der Chinese war froh, als sich Ogabe zu einer Erklärung herabließ. »Meine Diener – sie stehen mit mir in Verbindung. Wir sind eins. Und einer ist umgebracht worden. Ich habe es gespürt. Die Schmerzen…« Er schüttelte sich. »Aber es geht weiter. Immer weiter …«

Ein Ruck ging durch seine Gestalt, und es schien, als würde neue Kraft in seinen Körper fließen. Mit beiden Händen hielt Ogabe das Gefäß umklammert. Er schraubte den kleinen Deckel los und warf ihn kurzerhand zu Boden.

Dann kippte er das Gefäß.

Zuerst dachte Suko, ein zäher Sirup würde aus der Öffnung fließen. Als er genauer nachschaute, sah er, daß es kein Sirup war, sondern etwas anderes.

Blut!

Ja, das Gefäß war mit Blut gefüllt.

Schwer tropfte es zu Boden und bildete dicke, rote Flecken.

Ogabe ging um Suko herum, er murmelte Worte, die der Chinese nicht verstand. Ogabe zog einen Kreis, der durch eine Blutspur markiert war.

Suko konnte ihn nur dann sehen, wenn er sich auch in seinem Blickwinkel befand, denn sich zu drehen, war dem Chinesen viel zu mühselig.

Nach wenigen Minuten war der Kreis fertig. Ogabe stellte sich wieder an den Pfahl, und sofort glühte das Auge an der Spitze stärker auf, während die fünf anderen in der gallertartigen Masse hinund herrollten.

»Der Opferkreis ist fertig«, sprach Ogabe, alias Awamba. »Er wird dich annehmen, Chinese. Ich spüre es. Hast du noch Fragen, ich beantworte sie dir gern, denn es dauert seine Zeit, bis das Blut zusammenwächst und Awambas Geist verstärkt.«

»Ja, ich will noch etwas wissen«, sagte Suko. »Was hast du für Blut genommen?«

»Es ist das Blut meiner Diener, die getötet haben und dann auferstanden sind«, erklärte Ogabe. »Ihr Blut, ihre Augen und ich bilden eine Gemeinschaft, die unbesiegbar ist.«

Wie alle Dämonen nahm auch dieser Ogabe für sich in Anspruch, unbesiegbar zu sein.

Suko widersprach nicht, hoffte jedoch, ihm irgendwann das Gegenteil zu beweisen.

Der Zauber wirkte bereits.

Die dicken Blutstropfen auf dem Boden hatten sich ausgebreitet und zu einem Kreis geschlossen. Dieser Blutkreis warf Blasen, die an der Oberfläche mit leisem Blubbern zerplatzten und Dämpfe freiließen, die sich wie ein feiner Nebel über den Kreis legten.

Jetzt erst spielte das Blut seine volle Kraft aus. Es wurde warm.

Suko spürte es, da er mit dem Kopf ziemlich am Rand lag. Und die Wärme intensivierte den Nebel.

Er verdichtete sich zu dicken Schwaden, die erst nur fußhoch über dem Kreis lagen, dann aber langsam höherstiegen. Und plötzlich

waren auch die Augen wieder da.
Fünf Paare! Nein, nur vier und dazu ein Auge. Sie schwebten über der Nebelwand. Das Blut ihrer ehemaligen Körper hatte sie hergelockt. Sie wollten dabei sein und zusehen, wie das neue Opfer langsam starb.
Auch Suko spürte die fremde Magie.
Innerhalb dieses Nebelkreises entstanden schreckliche Gedanken.
Blut, Tod, und Chaos herrschten vor, dem Chinesen fiel das Atmen schwer. Er glaubte sich in den Urwald versetzt zu sehen.
Drückende Schwüle legte sich wie ein Reif um seinen Körper und den Kopf.
Ogabe stand vor dem Pfahl und hatte die Arme ausgebreitet. Seine Augen rollten, die Intensität der Farbe nahm zu.
Dann griff er in sein Gewand.
Die Hand zuckte wieder zurück, und im nächsten Augenblick blitzte ein Messer zwischen den Fingern.
Eine schmale Klinge, die sich plötzlich wellenartig verbog und zu einem flammenden Dolch wurde.
Hoch hielt Ogabe das Messer.
»Damit!« rief er aus, »wirst auch du dein Augenlicht verlieren, Chinese. Der Flammendolch des Awamba hat noch keinen Gegner verschont!« Dann lachte Ogabe und führte eine blitzschnelle Bewegung, so daß der Dolch zu einem feurigen Kreis wurde.
Suko lag still auf dem Boden. Er hatte allerdings die Augen verdreht und schaute dem Dämon entgegen, der sich jetzt langsam vom Totempfahl löste…

***

Den Hünen hatte ich zwar besiegt, aber dessen Flammendolch war nicht zu finden gewesen. Wahrscheinlich war er mit zerstört worden. Illusionen machte ich mir nicht. Mir stand eine Aufgabe bevor, die verdammt schwer sein würde.
Ich wußte auch nicht, wie viele Gegner mir gegenüberstanden, richtete mich jedoch auf das Schlimmste ein.
Die Dämonenpeitsche hielt ich schlagbereit, als ich das Haus wieder verließ und über den Hof schritt.
Das Feuer hatte sich gelegt. Die Flammen waren zusammengesunken, sie flackerten auch nicht mehr auf. Nur der Brandgeruch und dicke Qualmwolken schwebten noch über den Hof.
Ich empfand es als seltsam, daß sich niemand hatte blicken lassen. Dabei waren die Häuser schließlich bewohnt. Wenn auch von Pennern und Gesindel, die das Licht der Öffentlichkeit scheuten. Aber hier kümmerte sich niemand um den anderen, auch wenn ein Brand geschah, das störte keinen.
Mich störte der Qualm. Ich mußte mich buchstäblich vorkämpfen,

hustete und keuchte, landete dabei auf dem seltsamen Friedhof und kam so vom Weg ab.

Ich wandte mich wieder nach rechts und sah die Umrisse des goldfarbenen Rolls.

Das war schon besser.

Im Wagen saß niemand. Ich stellte es fest, als ich hineinschaute.

Und auch von den glühenden Augenpaaren entdeckte ich keine Spur. Sie hatten sich zurückgezogen.

Nach einigem Suchen entdeckte ich eine schmale Außentreppe, die an der Rückwand eines baufälligen Hauses in die Tiefe führte.

Die Stufen waren ziemlich abgetreten. Zum Glück bestanden sie aus Stein, so daß ich davon ausgehen konnte, daß die Treppe auch hielt. Vor einer Tür machte ich Halt.

Jetzt spürte ich bereits die innere Spannung, die von mir Besitz ergriffen hatte. Es war wie so oft vor einem entscheidenden Kampf.

Konnte ich es schaffen. Welche Gegner mich erwarteten, das wußte ich nicht, hoffte aber, mit ihnen fertig zu werden.

Ich drückte die Klinke nach unten, und wie von selbst schwang die Tür auf.

Dahinter lag ein düsterer Kellerraum. Sofort aber drang mir der seltsame Geruch in die Nase, der diesen Keller schwängerte. Es war kein normaler Duft, wie man ihn kennt und ich ihn vorhin auch gerochen hatte, dieser hier war irgendwie exotisch, so fremd, so anders. Süßlich und modrig zugleich.

Ich schüttelte mich, huschte in den Keller. Sehen konnte ich kaum etwas, dafür ertastete ich einen Lichtschalter.

Ich drehte ihn herum.

Es wurde heller.

Schlagbereit hielt ich die Dämonenpeitsche, und auch das Kreuz baumelte vor meiner Brust. Beide Waffen brauchte ich nicht einzusetzen, niemand griff mich an.

Ich befand mich in einem normalen Kellerraum, in dem nur alte Bretter lagerten.

Langsam ging ich weiter, denn ich hatte eine Tür gesehen, unter deren Spalt die grünlichen Schwaden hervordrangen.

Hinter dieser Tür mußte mein Ziel liegen, dessen war ich mir sicher.

Dann blieb ich stehen und zuckte dabei zusammen, denn wiederum war das Geräusch an meine Ohren geklungen.

Trommelwirbel…

***

Suko glaubte wirklich, sein letztes Stündlein wäre gekommen, als plötzlich der Trommelwirbel erklang. Diesmal laut und ganz in der Nähe geschlagen.

Dumpf und geisterhaft hallte er durch den als Dschungel umfunktionierten Keller.

Er paßte zu der schaurigen Stimmung. Das schien auch Ogabe, alias Awamba, zu merken, denn er blieb plötzlich stehen, neigte seinen schrecklichen Schädel und lauschte.

Der Trommelklang faszinierte ihn. Dieser dumpfe Wirbel paßte sich seiner Stimmung an und heizte sie noch mehr auf.

Ogabe begann zu tanzen.

Suko hatte so etwas selten erlebt. Dämonen, mit denen er zu tun hatte, machten nicht solch einen langen Zirkus, sonder reagierten sofort. Aber Ogabe, alias Awamba, stammte aus dem Schwarzen Erdteil. Dort herrschten andere Gesetze, da flocht man den Tanz in die dämonischen Rituale mit ein.

Die Gestalt des Dämons zuckte. Er warf seinen Oberkörper vor und zurück, tanzte mal auf dem rechten, dann wieder auf dem linken Bein. Normalerweise hätte Suko gelacht, wenn man ihm so etwas präsentiert hätte, aber hier lachte er nicht, dafür war seine Situation viel zu ernst. Wenn der Tanz beendet war, dann würde Ogabe ihn töten.

Er hüpfte schneller, paßte sich haargenau dem unheimlichen Rhythmus der Trommeln an, sein mit fünf Augen versehener Kopf flog auf und nieder, das Auge auf dem Totempfahl strahlte viel heller als sonst, und die grelle Pupille zuckte.

Es wurde ein ekstatischer, nahezu wütender Tanz, den dieser dämonische Medizinmann vorführte, und er steigerte sich immer mehr hinein.

Bis zum Ende.

Auf einmal verstummten die Trommeln.

Ruhe breitete sich aus.

Eine tödliche Stille.

Auch die Augenpaare, die diesen Wirbel mitgemacht hatten, blieben jetzt ruhig.

Sie standen in der Luft – lauerten…

Ogabe hatte den Schädel gesenkt. Suko wußte nicht, was Ogabe vorhatte, dann hob er den Kopf langsam an. Dabei drehte er den Arm, und der Flammendolch wurde zu einem hellroten, feurigen Kreis.

Plötzlich stoppte er die Bewegung, stieß einen schrillen Laut aus und warf sich auf Suko zu…

***

Ich lauschte dem Trommelklang!

Er blieb nicht gleich, sondern verstärkte sich, wurde schneller und hektischer. Daraus folgerte ich, daß er irgend etwas zu bedeuten haben mußte.

Ich hatte es hier mit afrikanischen Dämonen zu tun und wußte aus zahlreichen Büchern, daß die Zauberer und Medizinmänner aus dem Schwarzen Erdteil ihre magischen Beschwörungen mit wilden Tänzen und Trommelklang begleiteten.

Auch hier?

Wenn ja, hatte ich unter Umständen noch ein wenig Zeit. Denn wenn sie tanzten, töteten sie nicht, dann bereiteten sie erst alles für die dämonische Opfergabe vor.

Ich durchsuchte den Raum. Kein Gegner lauerte auf mich. Bis auf das Holz war er leer.

Dann stand ich vor der Tür, unter der dieser widerlich riechende Qualm herkroch.

Ich sah die feinen Schwaden, die sich im Kellerraum verteilten und träge auf die an der Treppe liegende Tür hinquollen.

Behutsam zog ich die Tür auf. Wenn sie trotzdem in den Angeln quietschte, wurde dieses Geräusch vom Klang der Trommeln übertönt.

Ein erster Blick.

Ich war perplex!

Befand ich mich im Dschungel? Hinter dieser Tür lag eine völlig andere Landschaft. Ein regelrechter Alptraum. Fremdländische Gewächse. Lianen, die von Baum zu Baum hingen, ineinander verschachteltes und verwachsenes Gebüsch, das eine schier undurchdringliche Wand bildete, eine wuchernde, verfilzte, grüne Mauer.

Ich schloß die Tür.

Der Trommelklang hatte sich gesteigert, war lauter geworden, dröhnte in meinen Ohren und ließ die dünnen Trommelfelle vibrieren. Irgendwo mußte es doch einen Weg durch diese grüne Wand geben, verdammt.

Ich suchte und fand ihn.

Einen schmalen Pfad, nicht einmal so breit wie ein erwachsener Mensch, schnitt eine Schneise in das Grün.

Endlich.

Auf Zehenspitzen setzte ich mich in Bewegung. Vor mir quoll und dampfte es. Grünlicher Nebel, der irgendwie zu dem Trommelklang paßte und dazwischen vernahm ich das harte Stampfen nackter Füße.

Ich wurde noch vorsichtiger.

Jeden Moment rechnete ich, aus dem Grün neben mir angegriffen zu werden, – es blieb aber alles ruhig.

Dann, von einem Augenblick zum anderen, verstummte der Trommelklang. Es wurde still.

Vor mir sah ich bereits das Ende des Weges und auch etwas schimmern.

Ein Auge!

Es befand sich genau dort, wo ein wuchtiger, in den Boden gerammter Totempfahl aufhörte. Von dort oben leuchtete es mir entgegen. Feuerrot, von einer makabren und unheimlichen Faszination.

Von Ogabe sah ich nichts.

Ich riskierte es einfach und lief schneller. Meine Schultern streiften die Zweige und Äste des Dschungels, sie klatschten auch in mein Gesicht, klebten nach und ließen sich kaum abziehen.

Da hörte ich den Schrei.

Im gleichen Augenblick erreichte ich eine kleine Lichtung und nahm die Eindrücke in Bruchteilen von Sekunden in mich auf.

Ich sah Ogabe.

Aber ich sah ihn zu spät, konnte ihn nicht mehr stoppen, denn er warf sich soeben mit stoßbereitem Messer auf den am Boden liegenden und gefesselten Suko…

***

Der Chinese hatte sich voll auf diesen Todesstoß mit dem feurigen Dolch konzentriert. Er sah, wie Ogabe seinen gewaltigen Körper vorwuchtete und paßte genau auf.

Als die Hand mit der flammenden Klinge nach unten raste, da reagierte er.

Suko spannte seine Muskeln, soweit es ihm bei dieser Fesselung möglich war, und warf sich zur Seite. Er wuchtete dabei seinen Körper nach rechts, rollte zweimal um die eigene Achse und kam am Rand des Kreises zur Ruhe.

Der Dolch aber verfehlte ihn.

Eine feurige Bahn hinter sich lassend, raste er nach unten und fuhr gegen den Beton.

Ein Wutschrei drang aus Ogabes Kehle. Damit hatte er nicht gerechnet. Er glaubte Suko tot zu sehen, statt dessen knallte er zu Boden.

Dann war ich da!

Ein Schritt brachte mich in den magischen Kreis, und ich schlug mit der Dämonenpeitsche zu.

Die drei Riemen klatschten auf den Rücken des Dämons, bevor der wieder auf die Füße kam.

Ogabe, alias Awamba, heulte auf.

Zu einem zweiten, vielleicht entscheidenden Schlag kam ich nicht mehr, denn die Augenpaare griffen mich an. Bisher hatten sie nur zugesehen, jetzt stürzten sie auf mich, und sie zogen feurige Schweife hinter sich her.

Ich wich nach vorn hin aus, wobei ich auf den Totempfahl zusprang, dagegen prallte und ihn zum Zittern brachte. Die ersten Augen

verfehlten mich.
Sie drehten in der Luft und kamen zum zweitenmal.
Ich hieb zu.
Inzwischen hatte ich es gelernt, mit der Peitsche zu treffen. Selbst die pfeilschnellen Augen wurden von den drei Riemen buchstäblich in der Luft zerfetzt.
Abermals sprühten sie wie Feuerwerkskörper auf: Drei insgesamt hatte ich getroffen. Es gab kleine, lautlose Explosionen, die Augen zersprühten. Gleichzeitig hörte ich die markerschütternden Schreie.
Ogabe stieß sie aus.
Ich zählte blitzschnell nach. Elf Augen waren es vorher gewesen.
Drei hatte ich getroffen.
Blieben noch acht.
Genau vier Paare! Und die hatten gelernt. Sie blieben nicht zusammen, sondern fächerten auseinander um mich in die Zange zu nehmen. Von allen Seiten wollten sie angreifen.
Ich aber schaute erst auf Ogabe.
Durch sein Schreien wurde ich erst richtig auf ihn aufmerksam.
Er sah schlimm aus. Vor allen Dingen störte mich der widerliche Schädel mit seinen vier Augen.
Zuvor waren es noch sechs gewesen. Dort, wo die Augen vorher gesessen hatten, befanden sich nun Löcher, als hätte sie jemand mit einem glühenden Eisen in die gallertartige Masse hineingebrannt.
Der Dämon torkelte, stöhnte und jaulte.
Ich begriff. Wahrscheinlich stand er mit den in der Luft schwebenden Augen in Verbindung. Er und diese Feueraugen bildeten eine Gemeinschaft. Tötete ich ein Augenpaar, dann litt auch er. Und wenn ich die restlichen Augen vernichtete? Ging dann auch der Dämon ein?
Ich hoffte es. Nicht zuletzt in Sukos Interesse, der noch immer gefesselt auf dem Boden lag und dem Kampf fasziniert zuschaute.
Ich hatte mich höchstens zwei Sekunden ablenken lassen. Zum Glück griffen die Augenpaare nicht an, doch dann kamen sie von allen Seiten. Ich wußte, daß sie Feuer speien konnten und mußte so rasch wie möglich Deckung finden.
Ich tat genau das, womit wohl niemand gerechnet hatte. Mein Ziel hieß Ogabe.
Ich hechtete auf ihn zu, bekam ihn auch zu packen und wuchtete ihn herum.
Genau im richtigen Augenblick.
Das erste Augenpaar fauchte Feuer.
Hinter Ogabes Rücken fand ich Deckung, und die Flammen trafen nicht mich, sondern ihn.
Wie Lanzen bohrten sie sich in das Gesicht und verloschen dort mit zischenden Lauten.

Ogabe aber taten sie nichts. Er absorbierte die Flammen.

Ich schlug zu.

Plötzlich wischten die drei Riemen der Peitsche hinter Ogabes Rücken hervor und trafen das noch nicht vor ihm befindliche Augenpaar, das die Feuerlanzen abgeschossen hatte.

Ein Schrei.

Ogabe zuckte unter meinem Griff. Eisern hielt ich ihn fest, es gelang ihm trotzdem, sich loszureißen. Er kreiselte herum, hielt noch immer den Flammendolch in der Rechten, doch er dachte nicht daran, ihn einzusetzen.

Das nächste Auge trocknete aus.

Ich sah es, als er mich anschaute. Die Masse quoll nach innen und zog sich dort zusammen, bevor sie verschwand.

Zurück blieb ein Loch.

Ich bewegte mich gedankenschnell. Ich durfte meine Gegner nicht zur Ruhe kommen lassen und ihnen vor allen Dingen kein weiteres Ziel mehr bieten.

Im Kreis schlug ich die Peitsche.

Und traf.

Wieder zersprühte ein Augenpaar. Ogabe, der sich einigermaßen gefangen hatte, bekam den nächsten Rückschlag. Er hatte sich auf die Zehenspitzen gestellt und hatte den rechten Arm erhoben, um den Dolch zu schleudern – wie ich annahm.

Dazu kam es nicht mehr.

Ogabe, alias Awamba, sackte zusammen.

Noch vier Augen – zwei Paare. Eins sah ich vor mir, doch wo war das andere.

»John!«

Suko hatte geschrien. Auf meinen chinesischen Partner konnte ich mich 100prozentig verlassen. Wenn er einen Warnschrei ausstieß, war etwas im Busch.

Ohne zu überlegen, warf ich mich zu Boden – und spürte den Gluthauch des Feuers über meinen Kopf hinwegstreifen.

Sofort rollte ich mich auf den Rücken und schlug mit der Peitsche nach den Angreifern.

Doch die Augen waren schnell. Eine Zickzack-Bewegung, und sie verschwanden aus der Reichweite. Ich erinnerte mich daran, daß auch mein Kreuz die magischen Flammen abgelenkt hatte. Zum zweiten befand sich Suko noch immer in höchster Gefahr. Deshalb nahm ich mein Kreuz ab und legte es ihm auf die Brust.

Dann kam ich wieder hoch.

Ogabe hatte sich umgedreht. Mit dem Rücken stand er zum Pfahl. Oben glühte das Auge hellrot. Es war regelrecht erregt, das merkte ich. Dann griff Ogabe an. Er nahm jetzt keine Rücksicht mehr, wollte

mich mit dem Flammendolch erledigen.

Ich ließ ihn kommen, tauchte zur Seite weg und schlug gleichzeitig mit der Peitsche zu.

Die drei Riemen wickelten sich gedankenschnell um die Beine des Dämons. Ein Ruck, Ogabe fiel zu Boden.

Dann hatte ich damit zu tun, mich den Attacken der Feueraugen zu erwehren, denn schon wieder waren sie da.

Blitzschnell löste ich die Fesseln von Ogabes Beinen und schlug dann von unten nach oben.

Es wurde ein Volltreffer.

Zwei Augen zerplatzten in der Luft. Wie kleine Fackeln flogen die Teile nach allen Seiten weg und landeten irgendwo in der dschungelartigen Pflanzenwelt.

Ogabe schrie.

Er hatte aufstehen wollen, doch er fand nicht mehr die Kraft. Ein Arm hielt sein Gewicht nicht mehr aus, er konnte sich nicht aufstützen und fiel nieder.

Noch ein Augenpaar!

Ich grinste hart. Damit würde ich auch fertig werden. Aber diese Augen verschwanden. Sie waren viel schneller als ich und schwebten durch den Dschungel.

Verfolgen konnte ich sie nicht, aber ich sah noch eine andere Möglichkeit.

Das alles beherrschende Auge oben im Pfahl.

Ich war schon dabei, mich ihm zuzuwenden, als etwas anderes geschah.

Plötzlich begann es zu zucken, und im nächsten Augenblick strahlte es einen grellroten Schein ab, der wie ein gewaltiger Teppich Suko, mich und das Kreuz umflorte.

Auch das Kreuz!

Und es reagierte.

Nicht umsonst befand sich dicht über dem Drudenfuß das in einem Dreieck gezeichnete Auge. Man nannte es auch das *Allsehende Auge*, das von einem Strahlenkranz umgeben war. Zuerst wurde es von den alten Ägyptern als Darstellung des Gottes Osiris gebraucht, bevor es in die christliche Religion einging. Es hatte mir schon einmal sehr geholfen.[3]

Das Allsehende Auge strahlte einen hellen, silbernen Glanz ab, der eine unwahrscheinlich starke Gegenkraft zu dem dämonischen Auge bildete.

Beide Strahlen trafen sich.

Es kam zu einem Kampf, zu einer Machtprobe, bei der Suko und ich nur Zuschauer waren.

Eine Explosion.

Gleißend, grell – so schlimm, daß ich meine eigenen Augen schützen mußte.

Ein Krachen, Bersten, dazu ein mörderischer Schrei, der langsam verebbte.

Danach war es still.

Ich öffnete die Augen, und sah, was geschehen war. Die Kräfte des Lichts waren Sieger geblieben. Sie hatten das heidnische, dämonische Symbol zerstört. Der Totempfahl war in der Mitte gespalten, als hätte jemand mit der Axt hineingeschlagen. Wo sich zuvor noch das Auge befunden hatte, gab es nur einen schwarzen, wie ausgebrannt wirkenden Fleck. Der Pfahl bekam das Übergewicht und neigte sich langsam dem Boden entgegen. Er fiel in den Dschungel, dessen Pflanzen sich ebenfalls verfärbten und verdorrten.

Die Magie dieses Kellerraums war zerstört. Nichts blieb mehr am Leben. Auch Ogabe nicht.

Sein grüner Kopf existierte nicht mehr. Ich sah nur noch ein schwarzes, verkohltes Etwas.

Langsam kam ich wieder zu Atem. Woher der Trommelklang allerdings gekommen war, das erfuhr ich nie. War auch nicht so wichtig.

»He, schläfst du?« Sukos Stimme riß mich aus meinen Gedanken.

Ich drehte mich um.

Mein Partner lag am Boden und grinste schief.

»Was hast du eigentlich getan?« fragte ich ihn spöttisch. »Ich hatte dich doch um Hilfe gebeten. Anstatt mich zu unterstützen, läßt du dich gefangennehmen, fesseln und wartest darauf, daß der liebe John kommt und dich befreit. So gut möchte ich es auch einmal haben, du Faulenzer.«

»Binde mich lieber nicht los«, sagte Suko.

Ich nahm das Kreuz auf und hängte es mir wieder um. »Und warum soll ich das nicht?«

»Weil ich dir dann den Hals zum Korkenzieher drehe.«

Ich band Suko trotzdem los. Er drehte mir zwar nicht den Hals zum Korkenzieher, dafür schlug er mir auf die Schulter. Und wer Sukos Schläge kennt, der weiß, daß ich mich von dieser Dankesbezeigung nur schwer erholen konnte.

***

Wir fanden Glenda tatsächlich im Bentley sitzend. Neben dem Wagen stand der Wirt mit einer vorsintflutlichen Flinte.

»Ich habe aufgepaßt«, sagte er.

Dafür bedankte ich mich bei ihm.

Glenda Perkins stieg aus. Ich las die Frage auf ihrem Gesicht und kam ihr zuvor.

»Es ist alles okay!«

»Mein Gott.« Sie atmete tief durch. Ich ahnte, wie sie sich bei mir bedanken wollte, doch Suko stand dabei, und da nahm sie davon Abstand.

Vielleicht holten wir das irgendwann mal nach. Mal sehen.

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 128 »Der Seelenwald«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 136 »Die Feuerhexe«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 115 »Invasion der Riesenkäfer«